
Auf den Spuren des Konstruktivismus – Varianten konstruktivistischen Forschens und Implikationen für die Politikwissenschaft

Renate Martinsen

Zusammenfassung

Es gibt nicht *den* Konstruktivismus, sondern vielmehr ein Spektrum an konstruktivistischen Varianten. Dreh- und Angelpunkt der *konstruktivistischen Wende*, die Anfang der 70er Jahre unterschiedliche natur- sowie geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen erfasst hat, ist die Erkenntnis, dass alles Wissen beobachterabhängig ist. Es gibt somit keinen archimedischen Punkt mehr, von dem aus die Welt gedanklich als Ganzes erfasst werden kann, sondern nur noch unterschiedliche Welt- und Selbstbeschreibungen. Die Politikwissenschaft hat – im Unterschied zu ihren gesellschaftswissenschaftlichen Nachbardisziplinen – erst verzögert begonnen, die Frage nach Bedingungen und Grenzen der eigenen Erkenntnis unter konstruktivistischen Vorzeichen zu stellen.

Der Beitrag begibt sich auf die *Spuren des Konstruktivismus* und rekapituliert zunächst ausgewählte philosophische Vorläuferstationen (Kant, Nietzsche, Husserl, Kuhn) konstruktivistischen Denkens. Sodann werden Spielarten des Konstruktivismus im interdisziplinären Diskurs in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit ihren jeweils charakteristischen Wissenschaftsverständnissen exemplarisch anhand von Referenzautoren vorgestellt: Erlanger Konstruktivismus (Lorenzen), Sozialkonstruktivismus (Berger/Luckmann), Radikaler Konstruktivismus (Maturana), Operativer Konstruktivismus (Luhmann) sowie Praxisorientierter Konstruktivismus (Knorr-Cetina und Foucault).

Es lässt sich bilanzieren, dass eine konstruktivistisch informierte Erkenntnistheorie tradierte ideengeschichtliche Grenzziehungen und Kategorisierungen in den Sozialwissenschaften ins Wanken bringt. Auf diesem Hintergrund wird

R. Martinsen (✉)

Institut für Politikwissenschaft, Universität Duisburg-Essen, Lotharstraße 65,
47057 Duisburg, Deutschland

E-Mail: renate.martinsen@uni-due.de

R. Martinsen (Hrsg.), *Spurensuche: Konstruktivistische Theorien der Politik*,
Politologische Aufklärung – konstruktivistische Perspektiven,
DOI 10.1007/978-3-658-02720-9_1, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

abschließend nach *Konsequenzen, Mehrwert sowie Grenzen* einer konstruktivistischen Reformulierung von politikwissenschaftlichen Fragestellungen und Begrifflichkeiten gefragt.

1 Konstruktivistisches Vorspiel

Im Kriminalroman „Der Mann, der lächelte“ von Henning Mankell bereitet sich der leitende Ermittlungsbeamte Kurt Wallander auf eine Besprechung der Ermittlungsgruppe vor. Er erkennt, dass die Ermittlungsarbeit der Polizei in einer Sackgasse steckt. Alles Wissen, das er auf der Polizeischule gelernt hat, hilft nicht weiter. Da erinnert sich Wallander an einen ehemaligen Kollegen, der ihn gelehrt hatte, eine laufende Untersuchung immer wieder mit neuen Augen zu beobachten: „Wir müssen ständig den Aussichtsturm wechseln, sonst werden wir immer einen toten Winkel haben.“ (Mankell 1994, S. 228) Das hier anklingende Leitmotiv des Beobachtens von unterschiedlichen Aussichtstürmen verdeutlicht, wie weit konstruktivistische Grundtöne bereits in das Common-Sense-Verständnis von Realität eingedrungen sind.

Dreh- und Angelpunkt konstruktivistischen Denkens ist das Credo, dass Aussagen über Realität stets aus der *Perspektive eines Beobachters* getroffen werden. Damit wird die tradierte Vorstellung zurückgewiesen, dass Erkenntnisakte die externe Realität widerspiegeln und es einen fokalen Punkt gibt, von dem aus die Welt gedanklich erfasst werden kann. Erkenntnisprozesse bilden vielmehr die Realität nicht einfach ab, sondern sind aktiv an ihrer Hervorbringung beteiligt. Mit unterschiedlichen Akzentuierungen fragen konstruktivistisch informierte Wissenschaften nach der Erzeugung von Realität und nach dem Status unseres Wissens.

Seit den 70er Jahren hat in unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen ein konstruktivistisches Denken Einzug gehalten. Dieser *constructivistic turn* wurde zunächst von den Natur- und Technikwissenschaften angestoßen und hat sodann auch in verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen Fuß gefasst. In der Politikwissenschaft, die sich traditionell gegenüber erkenntnistheoretischen Fragestellungen eher desinteressiert gezeigt hat, konnte sich dieses Forschungsinteresse zunächst kaum Raum verschaffen. Erst in jüngster Zeit gibt es Anzeichen, dass in verschiedenen Bereichen eine Öffnung gegenüber konstruktivistischen Deutungshorizonten zu verzeichnen ist. Der titelgebende Begriff der „Spurensuche“ zielt darauf ab, den konstruktivistischen „Stand der Dinge“ zu ermitteln und Perspektiven für eine politologische Aufklärung im Geiste des Konstruktivismus aufzuzeigen.

Vor dem Hintergrund des Eindringens konstruktivistischer Forschungsansätze in die Nachbardisziplinen diskutiert der Beitrag zunächst mögliche Gründe für die Reserviertheit der Politikwissenschaft gegenüber dem neuen Paradigma und stellt aktuelle Trends vor, die einen erkenntnistheoretischen Reflexivitätsschub anzeigen könnten. Ein kursorischer Rückblick auf philosophische Vorläufer konstruktivistischen Gedankenguts und die Erörterung möglicher Taxonomien zur Strukturierung des Forschungsterrains bereiten den Boden für den anschließenden Hauptteil vor. In diesem werden fünf Spielarten des konstruktivistischen Diskurses ausdifferenziert und jeweils anhand von ReferenzautorInnen vorgestellt. Auf diese Weise lassen sich gemeinsame Topoi konstruktivistischer Forschung sowie unterschiedliche inter- und transdisziplinäre Einflüsse in diesem Feld verdeutlichen. Abschließend geht es um die Frage nach den epistemologischen und forschungspraktischen Konsequenzen, die ein konstruktivistisches Forschungsprogramm für die Politikwissenschaft impliziert.

2 Auf den Spuren konstruktivistischen Forschens

2.1 Konstruktivistischer „State of the Art“ in der Politikwissenschaft

Die *aktuelle Konjunktur* des Konstruktivismus beginnt Anfang der 70er Jahre zunächst in den Natur- und Technikwissenschaften (insbesondere in der Neurobiologie, der Quantenphysik und der Kybernetik) und erlebt seit den 80er/90er Jahren des letzten Jahrhunderts einen bemerkenswerten Aufschwung in den politologischen Nachbardisziplinen (so etwa in der Soziologie, der Psychologie, den Kommunikationswissenschaften, den Wirtschaftswissenschaften, der Betriebswirtschaftslehre, der Literaturwissenschaft, der Linguistik und den Kulturwissenschaften), aber auch in den Praxisfeldern der Organisationsberatung, der Psychotherapie und der Didaktik – um die prominentesten Beispiele zu nennen. Karin Knorr-Cetina (2001, S. 135) spricht gar von einem „nahezu kometenhaften Aufstieg konstruktivistischen Denkens“ in der Soziologie in den letzten beiden Jahrzehnten.

Es fällt ins Auge, dass in der Literatur nahezu ausnahmslos die Politikwissenschaft im Kanon der aufgezählten konstruktivistisch inspirierten Fachdisziplinen keine Erwähnung findet.¹ Fragen nach Bedingungen und Grenzen der eigenen Erkenntnis gehören offensichtlich nicht zu den bevorzugten Anliegen eines Fachs, das sich als dezidiert praxisnah versteht. So interpretierte Klaus von Beyme das

¹ Vergleiche so beispielweise bei Jarchow (1992, S. 53); Baecker (1994, S. 17); Weller (2003/2004, S. 108); Hirschauer (2006, S. 102); Wasser (2008, S. 4); Meidl (2009, S. 244).

erkenntnistheoretische Defizit nachgerade als disziplinäre Tugend: die Politikwissenschaft zeichne sich im sozialwissenschaftlichen Ensemble dadurch aus, dass sie „relativ wenig theoriebeladen sei“ (Beyme 1996, S. 598) und ihr dadurch die andauernden Selbstvergewisserungsstreitereien der Nachbardisziplinen erspart blieben. Der politologische Mainstream beharrt in diesem Sinne auf einer scheinbar evidenten „Problemlösungsorientierung“ und „objektivistischen“ Lösungsvorschlägen.

Wie lässt sich diese *politikwissenschaftliche Ignoranz* gegenüber konstruktivistischen Forschungsperspektiven erklären? Noetzel und Brodocz (1996, S. 61) vermuten eine Wahlverwandtschaft der Politikwissenschaft mit ihrem Gegenstand: sie sehen den Grund für das erkenntnistheoretische Defizit in der „unangenehm-angenehmen Nähe [der Politikwissenschaft] zur Politik“. Dabei versäume die Politologie über weite Strecken zu fragen, wie sie zu ihren Aussagen über „die“ Realität kommt, die angesichts funktionaler Ausdifferenzierungsprozesse in der Moderne immer nur ihre eigene Realität sein kann. Was ihr dabei aus dem Blickfeld gerät, ist die Kontingenzerfahrung als charakteristischer Grundzug moderner Gesellschaften. Oder um es mit Michel Foucault (1991, S. 110) zu sagen: „Im politischen Denken und in der politischen Analyse ist der Kopf des Königs noch immer nicht gerollt.“ Es wird insofern Zeit, dass die Politikwissenschaft den Sprung vom 18. ins 20. oder gar 21. Jahrhundert wagt.

Mittlerweile mehren sich indes die Anzeichen, dass es gegenwärtig strukturelle *Wandlungsprozesse* in der Gesellschaft gibt, welche relevante Auswirkungen für die politikwissenschaftliche Agenda im Hinblick auf konstruktivistische Erkenntnisinteressen zeitigen. So lässt sich zunächst konstatieren, dass vereinzelt Forschungszusammenhänge auszumachen sind, in denen explizit die Tragfähigkeit konstruktivistischer Herangehensweisen erprobt wird. Insbesondere die Teildisziplin „Internationale Beziehungen“ hat hier als Trendsetter fungiert.² Aber beispielsweise auch in feministischen oder technik- und wissenspolitologischen Forschungskontexten sind zunehmend konstruktivistische Züge auszumachen. Sodann bedingt das in den letzten Jahren auch in der Politikwissenschaft erstarkte Interesse an interpretativen Methoden der empirischen Sozialforschung einen Bias in Richtung konstruktivistisches Forschungsdesign. Denn es gibt starke Indizien für die Vermutung, dass die erkenntnistheoretische Position des Konstruktivismus in den wissenssoziologischen Grundlagen der qualitativen Sozialforschung angelegt ist (so Hirschauer 2006, S. 102). D.h. es lassen sich mittlerweile verschiedene Entwicklungen in der

² Diese Trends haben etwa in dem DFG-Netzwerk „Konstruktivistische Konfliktforschung“ (NeKoKo) oder in der Gründung eines DVPW-Arbeitskreises „Soziologie der internationalen Beziehungen“ im Jahre 2007 mit deutlich konstruktivistischen Anklängen im Forschungsprogramm einen institutionellen Niederschlag gefunden.

Disziplin ausmachen, die eine Anschlussfähigkeit konstruktivistischer Analyseansätze an diverse politikwissenschaftliche Forschungsrichtungen nahelegen.³

Nicht zuletzt ist die Teildisziplin *Politische Theorie* durch gegenwärtige bildungspolitische Entwicklungen in besonderem Maße herausgefordert, ihr Selbstverständnis zu reflektieren. Der aktuell stattfindende Umbau der Universitätslandschaft macht einmal mehr bewusst, dass kognitive Orientierungen immer in Bewegung sind. Gegenwärtig ist es bildungspolitisch en vogue, die Bedeutung der Praxis auf der politikwissenschaftlichen Agenda hervorzuheben. Zwar ist heutzutage unstrittig, dass wissenschaftliche Analyse generell theoretisch angeleitet zu verfahren hat, jedoch wird dabei häufig ein reduktionistisches Verständnis des Verhältnisses von Theorie und Praxis zu Grunde gelegt. Als „Theorien“ gelten dann nur noch politikwissenschaftliche Bereichstheorien mittlerer Reichweite, wie sie in jeder beliebigen Politikarena (ob Außenpolitik, Innenpolitik, Wirtschaftspolitik etc.) anzutreffen sind. Wenn dem aber so ist, liegt die Frage auf der Hand, wozu es dann noch einer Subdisziplin „Politische Theorie“ bedarf, d. h. eines disziplinären Gebietes, das sich mit Theorie im Allgemeinen befasst – ohne festen Gegenstand im Spektrum dessen, was das politische Universum ausmacht. Meine These ist, dass der eigenständige Status der Politischen Theorie im Ensemble politikwissenschaftlicher Teildisziplinen von einem konstruktivistischen Selbstverständnis sehr zu profitieren vermag. Für ein konstruktivistisch aufgeklärtes Wissenschaftsverständnis bietet sich nachgerade die Formel „Theorie als Praxis“ an. Denn politische Theorien liefern hier nicht einfach eine instrumentelle Sortierhilfe zur Überprüfung von Hypothesen an „der“ Realität. Ihre Reichweite ist sehr viel weiter gehend. Politische Theorien bringen demnach die Wirklichkeit erst hervor, sie sind selbst ein Mittel, um Sinn und Bedeutung in der politischen Welt zu produzieren. Indem politische Theorien die Wirklichkeit beschreiben, greifen sie in dieselbe ein. Sie haben somit interventionistischen Charakter und unmittelbare Praxisrelevanz – getreu dem geflügelten Wort: „Nichts ist praktischer als eine gute Theorie.“

2.2 Philosophische Vorläufer konstruktivistischen Denkens

Der Konstruktivismus kann an eine lange *philosophische Ahnengalerie* anknüpfen, die bis zu den Skeptikern ins vorchristliche Jahrhundert zurückführt (vgl. Pörksen 2011c, S. 16). Schon damals wurde der philosophische Erkenntniszweifel vorgebracht, dass alles, was sich sagen lasse, von den eigenen Begriffsfunktionen bestimmt sei und die Grenze zwischen Erkennen und Verkennen der Realität fließend verlaufe.

³ Vergleiche hierzu auch den Sammelband „Die Ironie der Politik“ von Bonacker u. a. (2003), dessen Beiträge von der „Konstruktion politischer Wirklichkeiten“ handeln.

Als prominenter Vorläufer in der Moderne gilt insbesondere *Immanuel Kant*, der das aufklärerische Anliegen verfolgte, das gesamte menschliche Erkenntnisvermögen auf den Prüfstand der Vernunft zu stellen. Im Rahmen eines umfassend angelegten Programms zielt Kant darauf ab, die „reine“ Vernunft als Quelle der menschlichen Erkenntnis kritisch zu durchleuchten (vgl. Kant 1988), d. h. die Arbeitsweise und das Geltungsgebiet des menschlichen Denkapparats zu untersuchen. „Reine Vernunft“ ist in der Kantischen Diktion diejenige, welche die Prinzipien etwas „a priori“ (also vor aller Erfahrung liegend) zu erkennen, in sich enthält. Kant kommt zu dem Ergebnis, dass Raum und Zeit als apriorische Formen in uns selbst liegen und reine Erkenntnis (gegenüber empirischer Erkenntnis) sich dadurch auszeichnet, dass sie die Merkmale „notwendig“ (nicht kontingent) und „allgemein“ (ohne Ausnahme) enthält. Die von Kant anvisierte Neuperspektivierung im Verständnis des Verhältnisses von Mensch und Welt bei der Suche nach Antworten auf die Frage „Wie ist Erkenntnis möglich?“ ist seiner eigenen Einschätzung nach der „kopernikanischen Revolution“ (Kant 1988, S. 25) vergleichbar: Unsere Erkenntnisse richten sich demnach nicht nach den Gegenständen, sondern – umgekehrt – die Gegenstände richten sich nach unserer Erkenntnis.

Vergleichbar dem Kantischen Anspruch, eine radikal neue Lehre zu verkünden, sind die Ambitionen der Philosophie von *Friedrich Nietzsche* zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Auch wenn sein Name als Wegbereiter des Konstruktivismus nicht so häufig fällt, dürfte doch sein Einfluss wirkungsgeschichtlich kaum zu unterschätzen sein. Im Rahmen seiner Lebensphilosophie betont *Nietzsche* den ewigen Prozesscharakter des gesamten Daseins, der konturierter als Drang des Lebens zur Steigerung und Übermächtigung erscheint. Alle menschlichen Wertsetzungen sind Ausdruck des „Willens zur Macht“ – und nichts außerdem, denn: „ohne das Schätzen wäre die Nuss des Daseins hohl“ (Nietzsche 1968, S. 70 f.). Dies bedeutet, dass alle Philosophien, Tugendkataloge, Institutionen usw. nicht auf ein ihnen zugrundeliegendes An-Sich-Sein verweisen. Vielmehr sind sie durch den machstrebenden, perspektivischen Willen erst geschaffen worden, sind eine Optik des Lebens. Mit Replik auf die in der abendländischen Geschichte anzutreffende dualistische Denkungsart (insbesondere im Christentum die Verdopplung der Welt in eine göttliche Hinterwelt und ein unvollkommenes irdisches Dasein) verkündet Nietzsche den „Tod Gottes“ (vgl. Nietzsche 1968, S. 8). Mit dieser Begrifflichkeit sind auch alle philosophischen Surrogate (wie z. B. Vernunft, Wahrheit) erfasst. Der Fortfall eines transzendierenden Referenzbezugs mit seiner chaosdämmenden Funktion führt zunächst in eine zunehmende normative Orientierungslosigkeit (Stichwort: Nihilismus). Ziel der Philosophie Nietzsche ist indes die höchstmögliche Sicherung der Immanenz der Welt.

Nietzsche hat sein Philosophieren im Grenzbereich zur Dichtung angesiedelt und auf diese Weise versucht, die Entgegensetzungen der tradierten logisch-wissenschaftlichen Arbeitsweise durch eine spezifisch literarische Signatur zu überwinden. Die phänomenologische Erkenntnistheorie, die *Edmund Husserl* in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entwickelte, hat gleichfalls den Boden für konstruktivistisches Denken maßgeblich vorbereitet (vgl. Husserl 2012). Husserl diagnostiziert eine Krise der europäischen Wissenschaften, deren Wurzel er in der Selbstvergessenheit des Objektivismus ausmacht, welcher die lebensweltliche Vorgegebenheit von Objektivitätsurteilen ignoriert. Die Folgen dieser positivistischen Reduktion der Idee der Wissenschaft auf eine bloße Tatsachenwissenschaft manifestieren sich im Verlust des Sinnfundaments in den Naturwissenschaften. Demgegenüber erforderlich ist Husserl zufolge die philosophische Reflexion auf die *vorwissenschaftlichen*, lebensweltlichen Grundlagen von Erkenntnis – und damit auch die normative Unterfütterung wissenschaftlicher Welterfahrung. Wenn alles Wissen auf die intentionale Leistung eines Subjekts zurückzuführen ist, wird Erkenntnistheorie indes unhintergebar selbstbezüglich: „Konsequent müssen wir sagen: Vernunft, Erkenntnis, auch die wahrer Werte, reiner Ideale jeder, auch der ethischen Art – das alles ist Fiktion. Es ist also in der Tat ein *Bankrott der objektiven Erkenntnis*.“ (Husserl 2012, S. 95) Husserl radikalisiert solchermaßen den seit Descartes in der Erkenntnistheorie prozessierten methodischen Zweifel (vgl. Descartes 1977), der das vorbehaltlose In-Frage-Stellen als oberstes Gebot bei der Suche nach begründetem Wissen installiert.

Nicht nur die – auf August Comte im 19. Jahrhundert zurückgehende – Lehre des „Positivismus“, die alles, was nicht empirisch nachweisbar ist, als Metaphysik ablehnt (vgl. Comte 2004), sondern auch die Weiterentwicklung im sog. *Kritischen Rationalismus* durch Sir Raimund Popper geraten dabei ins Visier der konstruktivistisch aufgeklärten Kritiker. Das Prinzip des Kritischen Rationalismus wird von Popper definiert als bewusstes Lernen aus unseren Fehlern durch andauernde Korrektur, das auf deduktivem Wege (vom Allgemeinen auf das Besondere schlussfolgernd) verfolgt werden soll (vgl. Popper 1970). Dieses in den Sozialwissenschaften bis zum heutigen Tage sehr populäre Wissenschaftsverständnis reflektiert durchaus auch die Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung: Erforderlich ist zunächst das Bekenntnis des Forschers zur Rationalität – dieses kann nicht philosophisch begründet werden, sondern ist quasi im Vorhof der Wissenschaft (als freie moralische Wahlentscheidung) angesiedelt (vgl. Popper 1992, S. 270 f.). Mit anderen Worten: Die brisante Lage angesichts des Verlusts tradierter Eckpfeiler der Erkenntnis, auf welche die Wissenschaftstheorie durch die Zuspitzung des methodischen Zweifels zusteuerte, wird von Popper technizistisch umgangen: die metaphysische Entscheidung für die Rationalität wird quasi vor die Klammer gezogen.

Das eigentliche wissenschaftliche Geschäft soll sich dann an einem Begriff von Wahrheit orientieren, der ein Zweck-Mittel-Verhältnis impliziert, und dem man sich durch Kumulation von Wissen kontinuierlich anzunähern vermag.

Thomas Kuhn hat – wie Husserl, jedoch mit anderen Argumenten – einer solchen wissenschaftstheoretischen Vorstellung eine klare Absage erteilt. Kuhn (2003) argumentiert im Rahmen seiner Überlegungen zur Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, dass sich in der Wissenschaftsgeschichte keine regelgeleitete Annäherung an die Wahrheit durch Versuch und Irrtum auffinden lasse. Vielmehr verliefen Wissenschaftsentwicklungen in der Abfolge von Phasen: in der „Normalwissenschaft“ wird ein vorherrschendes Paradigma (als weitgehend geteilter Konsens unter Wissenschaftlern darüber, wie die Welt zu sehen ist) ausdifferenziert, bis es zunehmend in eine Schiefelage gerät („Krise“) und in einer – auf praktischen Zufälle basierenden – wissenschaftlichen „Revolution“ schließlich durch ein neues Paradigma abgelöst wird. Dabei zeigt sich, dass nach einem Paradigmenwechsel auch andere Fragen und Antworten relevant erscheinen: „Fragen setzen eine Welt voraus, die wahrnehmungsmäßig und theoretisch bereits in einer bestimmten Weise geordnet ist.“ (Kuhn 2003, S. 141) Indem Kuhn zu zeigen versucht, dass zur Zeit einer Revolution die Wahrnehmung des Wissenschaftlers von der ihn umgebenden Realität neu gebildet wird, wird der gängige Begriff einer kontexttranszendierenden Wahrheit durch den Faktor „Kultur“ in Frage gestellt.

Diese exemplarisch ausgewählten philosophischen Stationen⁴ melden Zweifel gegenüber verbreiteten wissenschaftlichen Dogmen an. Kant hatte bereits argumentiert, dass das ausschließliche Setzen auf Erfahrung (wie im Empirismus) oder auf Geistesleistungen (wie im Rationalismus) zu kurz greift, um den Erkenntnisvorgang angemessen zu erfassen. Vielmehr seien dem menschlichen Erkenntnisprozess bestimmte Denkformen vorgegeben, die Erfahrung überhaupt erst ermöglichen. Das heißt mit anderen Worten: dass die Dinge der Welt selbst nicht erreichbar sind – sie werden stets durch die Konstruktionen des Verstandes formatiert. Damit gilt Kant manchen als Begründer dessen, was heute als Konstruktivismus bezeichnet werde (so etwa Schülein und Reitze 2005, S. 91). Die Prämisse der Ontologie, es ließen sich Lehren vom Sein unabhängig vom Subjekt formulieren, wird damit in Frage gestellt. Nietzsches Angriff auf den Wahrheitsbegriff als Schatten Gottes im abendländischen Denken der Moderne, Husserls Wissenschaftskritik, die den Begriff der Objektivität im überlieferten Sinn (als gegenüber einem Sub-

⁴ Weitere philosophische Klassiker, die als Referenzautoren für eine konstruktivistische Vorgeschichte dienen könnten, wären beispielsweise Giambattista Vico, Karl Marx, der späte Ludwig Wittgenstein, Paul Feyerabend, (in die Gegenwart reichend) Richard Rorty sowie Gregory Bateson, Karl Mannheim und Max Scheler, wobei die drei zuletzt Genannten – neben der Philosophie – bereits auch der Soziologie zugerechnet werden.

jekt klar abgrenzbarer Sphäre) destruiert, und schließlich Kuhns kulturalistische Unterwanderung der Vorstellung eines kontexttranszendierenden Rahmens wissenschaftlicher Forschung implizieren eine konsequente *Deontologisierung* der Lebenslehren bzw. Wissenschaften. In unserem Kontext stellt sich die Frage, ob und inwiefern diese philosophischen Reflexionen in den letzten fünfzig Jahren Eingang in andere Wissenschaftsdisziplinen gefunden haben.

2.3 Deutungskämpfe: Vorschläge zur Strukturierung des konstruktivistischen Terrains

Es finden sich in der wissenschaftlichen Literatur verschiedene Hinweise zu einer möglichen Kategorisierung konstruktivistischer Forschungsansätze. Es heißt vermutlich „Eulen nach Athen zu tragen“ an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass keiner der Systematisierungsansätze „neutral“ ist und sein kann. Vielmehr erfüllen die Kategorisierungsversuche neben der Übersichtsfunktion stets auch die Funktion, das Gebiet abzustecken, d. h. festzulegen, welche wissenschaftlichen Strömungen sich legitimerweise das Label „Konstruktivismus“ aneignen dürfen. Dieser Kampf um Begriffe wird aber auch von der anderen Seite aus geführt, also in Form von Abwehrsemantiken, mit denen sich AutorInnen, deren Texte in der Außenwahrnehmung auf konstruktivistischen Theoremen basieren, von der Zuordnung zum Konstruktivismus distanzieren. Meist geht es dabei um die Abgrenzung gegenüber einer *bestimmten* anderen konstruktivistischen Strömung, mit der man nicht identifiziert werden möchte.⁵ Diese Deutungskämpfe in konstruktivistischen Sphären sind auch ablesbar an der verwirrenden Begriffsvielfalt, mit Hilfe deren versucht wird, Nuancierungen des Denkstils zu akzentuieren.

Eine erste Orientierung kann durch eine Sortierung der Sortierungsvorschläge gewonnen werden. Dabei finden sich einerseits restriktive Deutungen des Konstruktivismus, die von *einer* Schule ausgehen und lediglich innerhalb dieser dann gewisse Verästelungen unterscheiden. So identifiziert etwa Mittelstraß (1984, S. 450 ff.) innerhalb der allgemeinen Wissenschaftstheorie zwei – durch Antiszientismus und Operationismus gekennzeichnete – konstruktivistische Ansätze, wovon der eine (repräsentiert durch Holzkamp) heute nur selten unter dem Namen

⁵ So legt etwa Maturana, der als zentraler Repräsentant des „Radikalen Konstruktivismus“ gilt, Wert darauf, sich gegenüber dem (operativ akzentuierten) Konstruktivismus Luhmanns abzugrenzen; Luckmann, der i.d.R. unter „Sozialkonstruktivismus“ rubriziert wird, fürchtet eine Verwechslung mit dem Radikalen Konstruktivismus; der Terminus „Post-Konstruktivismus“ wiederum erfüllt die Funktion einer distanzierenden Semantik gegenüber dem Sozialkonstruktivismus usw.

„Konstruktivismus“ genannt werde; somit verbleibt nur die sog. „Erlanger Schule“, in deren Nachfolge sich Mittelstraß selbst verortet. Auch Meidl (2009, S. 221 ff.) diskutiert bei seiner Erörterung der Konstruktivismus-Kontroverse ausschließlich eine Strömung, nämlich den Diskurs des „Radikalen Konstruktivismus“ (der dann wieder nach den zentralen Repräsentanten ausdifferenziert wird). Die dabei praktizierte Redeweise von „dem“ Konstruktivismus ist für eine um Differenzierung bemühte Diskussion nicht gerade förderlich.⁶

Beim Versuch, *unterschiedliche* Schulen einzubeziehen, findet sich zum einen die Option einer Dichotomisierung des konstruktivistischen Feldes nach basalen epistemologischen Ordnungsgesichtspunkten a) naturalistische versus kulturalistische Ausprägung (vgl. Pörksen 2012c, S. 15) bzw. b) Soft- versus Hard-Varianten (vgl. Ulbert 2005, S. 10) oder zum anderen c) die Möglichkeit, sich darauf zu konzentrieren, zwei konstruktivistische Zweige systemtheoretischer Provenienz (Radikaler und Operativer Konstruktivismus) miteinander zu vergleichen (vgl. Wasser 2008, S. 35 ff.). Darüber hinaus setzen Sortierungsversuche mittels Trinitäten beispielsweise auf folgende Unterscheidungen: a) kognitionstheoretischer, sozialkonstruktivistischer und empirischer Konstruktivismus (Knorr-Cetina 1989) oder b) Staatskonstruktivismus, Sozialkonstruktivismus und reflexiver Konstruktivismus (Weller 2003/4, S. 111 ff.).⁷

Der kurze Streifzug durch Ordnungsversuche des Terrains konstruktivistischen Arbeitens liefert ein schillerndes Bild. Zum einen gibt es offensichtlich innerhalb

⁶ Insbesondere wird auf Grund solcher Kategorisierungen der Operative Konstruktivismus häufig unter den Radikalen Konstruktivismus subsummiert. Luhmann selbst als Protagonist der erstgenannten Variante hat sich hingegen deutlich vom Radikalen Konstruktivismus abgegrenzt und eine konsequentere Konzeptualisierung des Konstruktivismus mit signifikant anderen Konsequenzen entwickelt. Man kann vermuten, dass der Befund der Vermischung darauf zurückzuführen ist, dass beide konstruktivistische Schulen auf systemtheoretische Gedankenfiguren zurückgreifen, und die Systemtheorie in der Luhmannschen Lesart aufgrund ihres Abstraktionslevels zunächst höhere Rezeptionsbarrieren aufweist. Darüber hinaus entsteht der Eindruck, es handle sich hier um einen Irrtum, der durch stete Wiederholung zur vermeintlichen Wahrheit wird, wie die populäre Legende vom außergewöhnlich eisenhaltigen Spinat, die sich seit Ende des 19. Jahrhunderts in der Welt befindet und bis zum heutigen Tag fleißig von einer Nährwerttabelle zur nächsten weitergegeben wird.

⁷ Weller (2003/4, S. 110 ff.) unterscheidet konstruktivistische Strömungen danach, wer jeweils die Wirklichkeitskonstruktion hervorbringt. Dabei schlägt er vor, den – in den Internationalen Beziehungen populären – Ansatz von Alexander Wendt, der dort üblicherweise unter dem Etikett „Sozialkonstruktivismus“ diskutiert wird, mit dem Terminus „Staatskonstruktivismus“ zu bezeichnen. Mit „reflexiver Konstruktivismus“ wird der operative Konstruktivismus von Niklas Luhmann adressiert.

des konstruktivistischen Feldes die Entwicklung von Schulen, die sich gegenseitig nicht oder nur in sehr beschränktem Ausmaß rezipieren. Zum anderen wird deutlich, dass Strukturierungsversuche kaum allen für relevant erachteten Ordnungskriterien und konstruktivistischen Theoriebildungen gerecht zu werden vermögen. Erschwerend kommt hinzu, dass auch die Sprachregelungen zur Kennzeichnung von konstruktivistischen Ansätzen differieren. Die im Folgenden vorgestellte Taxonomie von fünf Spielarten des Konstruktivismus beruht auf einem konstruktiven Akt und kann keineswegs Vollständigkeit beanspruchen.⁸ Es ist ein weiterer Versuch, eine Schneise ins konstruktivistische Begriffsdickicht zu schlagen und Schulen übergreifend fünf Varianten vorzustellen, die sich im wissenschaftlichen Diskurs insbesondere mit dem Label „Konstruktivismus“ verbinden.

3 Zeitgenössische Varianten des Konstruktivismus im interdisziplinären Diskurs

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts finden sich in unterschiedlichen Disziplinen konstruktivistische Theoriebildungen, die zu einer Schulbildung geführt haben. Diese Schulen haben die Entwicklung konstruktivistischen Denkens in den Sozialwissenschaften mehr oder weniger stark beeinflusst.⁹ Bei allen Unterschieden gibt es einen gemeinsamen Kern konstruktivistischen Denkens: Es geht darum, den Prozess der Entstehung von Wirklichkeit zu beobachten. Als Arbeitsgrundlage lässt sich von folgender Begriffsbestimmung ausgehen: „Konstruktivismus kann (in der simpelsten Definition) als eine Theorie darüber verstanden werden, *wie eine Instanz/ein Ort/eine Einheit X eine Wirklichkeit Y oder mehrere Wirklichkeiten Y_1 - Y_n hervorbringt* (aufbaut, erzeugt, zusammensetzt).“ (Weber 2002, S. 24)

⁸ So wird beispielsweise nicht weiter eingegangen auf die Versuche, einen – am Pragmatismus orientierten – „interaktionistischen Konstruktivismus“ zu etablieren (vgl. den Hinweis von Wasser 2008, S. 6, Fn. 3) bzw. die Variante eines „soziologischen Konstruktivismus“ (vgl. Weller 2003/4, S. 110, Fn. 9) oder eines „institutionellen Konstruktivismus“, der einem soziologischen und organisationstheoretischen Institutionalismus nahekommt (vgl. Nullmeier 2006, S. 291), auszudifferenzieren.

⁹ Im Beitrag erfolgt eine Fokussierung auf die im deutschsprachigen Raum relevanten Konstruktivismus-Diskurse. Tatsächlich treten auch nationale Unterschiede in der Rezeption konstruktivistischer Strömungen deutlich zu Tage (vgl. Schmidt 2000). Für eine stärkere Einbeziehung der Konstruktivismus-Diskussion außerhalb des deutschen Sprachraums siehe Hofmann und Hirschauer (2012).

3.1 Erlanger Konstruktivismus (Paul Lorenzen)

Der Philosoph und Mathematiker Paul Lorenzen gilt – gemeinsam mit seinem Kollegen Wilhelm Kamlah – als eigentlicher Begründer des Konstruktivismus (vgl. Hafner 1991, S. 64; ebenso Meidl 2009, S. 223).¹⁰ Die beiden versuchten im Kontext der Entwicklungen der deutschen Nachkriegsphilosophie mit der „Logischen Propädeutik“ (1967) einen philosophischen und wissenschaftstheoretischen Neuansatz zu begründen, der sich als „Vorschule des vernünftigen Redens“ (so der Untertitel) versteht. Unter Rückgriff auf Hugo Dingler sowie die phänomenologische Tradition war es das Hauptanliegen des sog. „Erlanger Konstruktivismus“¹¹ bzw. „Methodischen Konstruktivismus“, einen Weg zur Rückführung der wissenschaftlichen Disziplinen auf das methodisch vorgängige lebensweltliche Fundament aufzuzeigen.¹² Denn: „Wir existieren ‚immer schon‘ in einem ‚Vorverständnis‘ der Welt und unserer Selbst, ehe wir nachzudenken und zu forschen beginnen, und dieses Vorverständnis artikuliert sich sprachlich.“ (Kamlah und Lorenzen 1967, S. 15) Die – gegen die analytisch-empirische Wissenschaftstheorie – gerichtete programmatische Forderung einer „konstruktiven“ Philosophie beginnt also bei der Wissenschaftsanalyse „von unten“, d. h. bei der lebensweltlichen Praxis, und versucht auf dieser vorwissenschaftlichen Basis die Wissenschaften schrittweise zu rekonstruieren. Der sukzessive „begründete“ Aufbau sprachlicher „Konstruktionen“, bei dem keine vermeintlichen Gegebenheiten akzeptiert werden, zielt letztlich ab auf die Etablierung einer allgemein anerkannten Wissenschaftssprache, der sog. „Orthosprache“ (Lorenzen 1974, S. 25), welche die Forderung nach Zirkelfreiheit erfüllt und in der begriffliche Uneinigkeiten ausgeräumt sind. Dabei wird davon

¹⁰ Indes gibt es im Sachregister des grundlegenden Werkes von Lorenzen und Kamlah (1967) noch kein eigenes Stichwort zu „Konstruktivismus“, sondern lediglich zu „Konstruktion“ bzw. „Konstruktionsvorschrift“. In der „Konstruktiven Wissenschaftstheorie“ von Lorenzen (1974, S. 113 ff.) findet sich dann ein eigenes Kapitel „Konstruktivismus und Hermeneutik“. Der Terminus „Konstruktivismus“ wurde bereits früher verwandt und stammt vom Psychologen Jean Piaget (so Köck 2011b, S. 384).

¹¹ Die von Lorenzen und Kamlah angestoßene konstruktivistische Richtung firmiert unter Labels wie „Erlanger Konstruktivismus“ bzw. „Erlanger Schule“, da beide Philosophielehrstühle an der Universität Erlangen bekleideten; mit dem Wechsel verschiedener Schüler von Erlangen an andere Universitäten ist dann auch von „Konstanzer Schule“ (Forschergruppe um Jürgen Mittelstraß) und gelegentlich von „Marburger Schule“ (beispielsweise vertreten durch Peter Janich) die Rede; schließlich wird auch das Etikett „Methodischer Konstruktivismus“ (oder „konstruktive Wissenschaftstheorie“) als – vom geographischen Kontext unabhängige – Bezeichnung dieser Forschungsrichtung verwandt.

¹² Vergleiche zum Erlanger Konstruktivismus auch Heinz Kleger und Jörn Knobloch (in diesem Bd.).

ausgegangen, dass sich für die Bildung von Aussagen in Bereichen des kulturellen Miteinanders (so auch in den Wissenschaften, aber nicht nur dort) Begründungen angeben lassen, die „bis zu nicht mehr kontroversen, unmittelbarer Vergewisserung zugänglichen und daher konsensfähigen Elementarsituationen des lebensweltlichen Erfahrens zurückgehen“ (Mittelstraß 1984, S. 451). Eine konstruktive Wissenschaftstheorie soll zugleich eine „normative Genese“ von vernünftigen Argumenten ermöglichen: Es geht darum, „jede neue Zwecksetzung, aufgrund [...] der bis dahin gerechtfertigten Zwecksetzungen, transsubjektiv zu rechtfertigen“ – soweit diese für alle Situationen, insbesondere „kulturinvariant“ (Lorenzen 1974, S. 95/114) zu begründen sind. Die Frontstellung gegenüber der analytischen Wissenschaftstheorie wird hier nochmals deutlich, indem die konstruktive Wissenschaftstheorie im Sinne der Erlanger Schule für den Bereich der politischen Ethik das Vorbild der wertfrei beschreibenden „scientia“ nicht akzeptiert (vgl. Lorenzen 1987, S. 228 f.). Mit den Mitteln der Sprachkritik soll vielmehr der Versuch unternommen werden, ethisch-politische Wissenschaften zu begründen (vgl. Lorenzen 1987, S. 241).¹³

Diese philosophisch-logische Ausrichtung des Konstruktivismus erscheint gegenwärtig zumindest aus sozialwissenschaftlicher Sicht aufgrund der idealistischen Prämissen nur noch von wissenschaftshistorischem Interesse. Selbst in Überblickswerken, die wissenschaftsgeschichtliche Abhandlungen enthalten, wird auf dieses wissenschaftstheoretische Programm kaum noch Bezug genommen.¹⁴ Sehr viel stärker in der Diskussion ist Disziplinen übergreifend ein Cluster von Wissenschaftlern, die unter dem Etikett „Radikaler Konstruktivismus“ rubriziert werden. Selbst wenn beide Schulen eine ontologische Interpretation des erfahrungswissenschaftlichen Wissens sowie ein Verständnis von Wissenschaft als Selbstzweck ablehnen, erscheint doch die gemeinsame erkenntnistheoretische Schnittmenge zwischen Erlanger und Radikalem Konstruktivismus eher gering. So kommt etwa auch Rusch (1987, S. 505 f.) zu dem Fazit, der Begriff „Radikaler Konstruktivismus“ stehe in „keinerlei systematischem Zusammenhang mit dem Konstruktivismus der Erlanger Schule um Paul Lorenzen“. Neuerdings wird von Peter Janich – einem ehemaligen Repräsentanten dieses Konstruktivismuszweigs – versucht, dem Methodischen Konstruktivismus in betonter Abgrenzung zur Schule des Radikalen Konstruktivismus eine modifizierte Gestalt zu verleihen, die nun als „Methodischer

¹³ Hierzu findet sich im „Lehrbuch der konstruktiven Wissenschaftstheorie“ (Lorenzen 1987, S. 228–291) ein eigenes Kapitel „Theorie politischen Wissens“ mit den Unterkapiteln „Politische Anthropologie“, „Psychologischer Anhang“ sowie „Politische Soziologie“.

¹⁴ Vergleiche hierzu beispielsweise das umfangliche Handbuch zu „Schlüsselwerke des Konstruktivismus“ von Pörksen (2011a), wo der Erlanger Konstruktivismus einleitend gerade noch in einer Fußnote Erwähnung findet (siehe Pörksen 2011c, S. 17, Fn. 5).

Kulturalismus“ bezeichnet wird. Der Kulturalismus als „letztes Facelifting des Konstruktivismus“ (Meidl 2009, S. 281) wird offenbar weiterhin als konstruktivistische Spielart verstanden, auch wenn der Terminus nicht mehr im Label verwandt wird. Erklärtes Ziel dieser handlungstheoretisch ausgerichteten Erkenntnistheorie ist es, einen Mittelweg zwischen den angestrebten spezifischen „Absolutbegründungen“ des Methodischen Konstruktivismus und den populären postmodernen Relativismen zu finden, der Wahrheit als Angemessenheit an eine Kultur konzeptualisiert und im Kontext praktischer menschlicher Anstrengungen zur Lebensbewältigung verortet (Janich 1996, S. 154 f.).

3.2 Sozialkonstruktivismus (Peter L. Berger und Thomas Luckmann)

Als Schlüsseltext der Forschungsrichtung „Sozialkonstruktivismus“¹⁵ gilt das Buch „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie“ von Peter L. Berger und Thomas Luckmann, das 1966 in englischer Sprache erschienen ist und nach anfänglich zurückhaltender Rezeption in der Scientific Community mittlerweile auf Deutsch bereits in der 24. Auflage erschienen ist. Die zentralen Stichworte sind im Titel benannt: fokussiert wird auf das Verhältnis von „Wirklichkeit“ und „Wissen“. Die Autoren stellen sogleich in ihrer Einleitung klar, dass es ihnen im Unterschied zu Philosophen nicht um geltungstheoretische Fragen geht. Vielmehr möchten sie einen Neuanfang für die Wissenssoziologie vorstellen, der diesen Wissenschaftszweig aus den bisherigen philosophisch affizierten Sackgassen führen soll. Die Wissenssoziologie der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts verbindet sich mit den Namen Max Scheler und Karl Mannheim,¹⁶ die unter dem Einfluss der geistigen Vorläufer Karl Marx und Friedrich Nietzsche eine Situation antrafen, die sich als „Höhenrausch des Relativitätsbewusstseins“ (Berger und Luckmann 2007, S. 5) charakterisieren lässt. In der Auseinandersetzung mit der Ideologieproblematik und dem Verdacht, dass hinter jedem Wissen eine Interessengebundenheit lauert, dienten die Anfänge der Wissenssoziologie letztlich der Verteidigung eines interessefreien Erkennens gegenüber dem Vorwurf der ideologischen „Verzerrung“. Luckmann und Berger verfolgen demgegenüber einen genuin soziologischen Ansatz: Sie gehen aus von dem, was in einer Gesellschaft als Wissen gilt. Dabei zeigt sich, dass es eine empirische Varianz an Wissensbeständen in

¹⁵ Eine weitere Bezeichnung für diesen Denkansatz ist „wissenssoziologischer Konstruktivismus“ (vgl. Loenhoff 2011, S. 156).

¹⁶ Vergleiche zur konstruktivistischen Rekonstruktion des Ideologiebegriffs im Anschluss an Mannheim (sowie Luhmann) Wilhelm Hofmann (in diesem Bd.).

Gesellschaften gibt: Wissen ist nur in Relation zur Gesellschaft zu begreifen: „waff für einen tibetanischen Mönch ‚wirklich‘ ist, braucht für einen amerikanischen Geschäftsmann nicht ‚wirklich‘ zu sein. Das ‚Wissen‘ eines Kriminellen ist anders als das eines Kriminologen.“ (Berger und Luckmann 2007, S. 3) Unter Rückgriff auf sozialanthropologische und phänomenologische Denkansätze gilt das Interesse einer erneuerten Wissenssoziologie den Prozessen, mittels derer Wirklichkeit gesellschaftlich konstruiert wird, bzw. durch die Wissen den Status eines gültigen Wissens erhält. Dabei liegt der Fokus der Untersuchung nicht zuvorderst auf dem wissenschaftlichen Wissen, sondern auf dem „vortheoretischen“ handlungsleitenden Alltagswissen, das jede Art von Wirklichkeit prägt.

Die zentrale These von Berger/Luckmann handelt vom dialektisch zu verstehenden Doppelcharakter der Gesellschaft als einerseits *subjektiver* Wirklichkeit, da die Menschen als Produzenten ihrer Realität von der Welt Besitz ergreifen, und andererseits als *objektiver* Wirklichkeit, weil die soziale Ordnung dem Einzelnen als verfestigt und quasi „naturegeben“ erscheint. Das Paradox liegt somit in dem eigentümlichen Umstand, dass die Menschen die Sozialordnung selbst produzieren – und sie ihnen gleichzeitig als „verobjektiviert“ und unveränderbar erscheint. Die Konstruktionsthese bezieht sich also auf den „selbstgemachten“ Charakter von sozialen Phänomenen: Der Band versucht nun zu erklären, welche Prozesse dazu führen, dass die Gesellschaftsordnung dennoch von den Menschen als eine äußerliche Gestalt, als eine Art „zweite Natur“ erfahren wird.

Wie kommt es dazu, dass human hervorgebrachte Ordnungen nachträglich als festgestellt erfahren werden? Berger/Luckmann gehen zunächst aus von der anthropologischen Annahme der prinzipiellen „Weltoffenheit“ des Menschen, die ihn vom Tier unterscheidet. Die Alltagswelt ist die Welt des Wirkens, aus den Interaktionen von Menschen erwachsen Objektivationen, die sich durch Habitualisierung und Typisierung von Verhalten verfestigen – damit einher geht die Einsparung von Kräften. Während sich die institutionale Welt zunächst noch im Zustand der Entwicklung unter Beteiligten befindet, die verstehen, was sie geschaffen haben, wird sie sodann als „historische Institution“ mittels Sprache und Symbolisierung an andere Generationen weitergegeben und erlangt dadurch die Qualität der „verhärteten“ Objektivität. Berger und Luckmann (2007, S. 97) beschreiben diesen Vorgang in der Terminologie der Verdinglichung: „Das Grund-‚Rezept‘ für die Verdinglichung von Institutionen ist, ihnen einen ontologischen Status zu verleihen, der unabhängig von menschlichem Sinnen und Trachten ist.“ Da der ursprüngliche Sinn der Institutionalisierung für neue Generationen nicht mehr präsent ist, werden Kontrollmechanismen und Aktivitäten zur Rechtfertigung der institutionalisierten Sinnsedimente erforderlich, um sie gegen Kontingenzbedrohung und rivalisierende Sinnprojekte abzusichern. Legitimationsprozesse (z. B. politische Ideologien)

vermögen für fortbestehende „primäre“ Objektivierungen eine neue Sinnhaftigkeit zu produzieren – sie stellen somit eine Objektivierung zweiter Ordnung dar. Wissenschaftliches Wissen, das sich als eigene Sinnwelt von seiner gesellschaftlichen Grundlage weitgehend unabhängig zu machen versteht, legitimiert wiederum Legitimationen – stellt also eine Objektivierung dritter Ebene dar. Um Wissenschaften soziologisch angemessen zu begreifen, ist nach Berger/Luckmann der Rückgang in die fundamentalen Schichten des alltäglichen Wissens von jedermann erforderlich, das dazu tendiert, in sozialen Normen zu gerinnen. Durch primäre und sekundäre Prozesse der gesellschaftlichen Sozialisation erfolgt eine „Internalisierung“ der Wirklichkeit durch die Individuen (vgl. hierzu Berger und Luckmann 2007, S. 139 ff.). So bildet sich für die Mitglieder einer Gesellschaft eine intersubjektiv geteilte kollektive Welt heraus. Der Sozialkonstruktivismus beschreibt also das Wissen von der Sozialordnung und die verschiedenen Mechanismen, die zu einer Erhärtung der (selbstproduzierten) gesellschaftlichen Wirklichkeit beitragen – mit dem Resultat, dass die gesellschaftliche Ordnung dem Menschen als eine fremde, „verobjektivierte“ Manifestation gegenübertritt.

Insofern Berger/Luckmann Aussagen über den Seinszustand von Phänomenen machen, die als soziale „Wirklichkeit“ bezeichnet werden, lässt sich über diese „älteren konstruktivistischen Auffassungen“ festhalten, dass sie eine „entschieden *ontologische Färbung*“ haben. Bzw.: „Man kann auch sagen, der Sozialkonstruktivismus versucht eine Klärung des ontologischen Status sozialer Realität durch Rekurs auf *deren Vorgeschichte*“ (Knorr-Cetina 1989, S. 87/88). Es geht somit nicht um den empirischen Nachweis der sozialen Konstruiertheit von Wirklichkeitsphänomenen (wie im Radikalen Konstruktivismus), der vielmehr unterstellt wird, sondern um die genealogische Rekonstruktion der Erfahrung einer „konstruierten Objektivität“ (Berger und Luckmann 2007, S. 64). Die These der sozialen Konstruiertheit von Wirklichkeitsphänomenen wird außerdem im Habitus eines externen Beobachters vorgetragen und nicht auf den soziologischen Beobachter selbst zurückbezogen (vergleiche hierzu das alternative Modell des operativen Konstruktivismus). Im Zuge des Populärwerdens radikalerer Varianten des Konstruktivismus auch in den Sozialwissenschaften hat Thomas Luckmann ein gewisses Unbehagen gegenüber der Wahl des Begriffs der „Konstruktion“ geäußert, der zu Missverständnissen Anlass geben könnte. In diesem Sinne ist er um Abgrenzung bemüht: „Ich bin kein Konstruktivist, jedenfalls nicht in dem Sinne der Angehörigkeit zu einer wissenschaftstheoretischen Richtung, die sich als Konstruktivismus bezeichnet.“ (Luckmann 1999, S. 17)¹⁷

¹⁷ Der Vorschlag von Friedrich Wallner (vgl. Meidl 2009, S. 225) das Label „Konstruktivismus“ für Ansätze mit metatheoretischen Ambitionen zu reservieren und für Objekttheorien mit lediglich deskriptivem Anspruch (z. B. Berger/Luckmann) den Terminus „Konstruk-

3.3 Radikaler Konstruktivismus (Humberto R. Maturana)

Das Etikett „Radikaler Konstruktivismus“ bzw. „Kognitionstheoretischer Konstruktivismus“ bezieht sich auf ein Netzwerk von Autoren,¹⁸ die insbesondere in den Jahren 1984–1987 durch Tagungen und Publikationen im deutschsprachigen Raum unter diesem Label populär wurden. Von den vier Hauptfiguren dieser konstruktivistischen Strömung (Humberto R. Maturana und Francisco R. Varela, Heinz von Foerster sowie Ernst von Glasersfeld) hat indes nur letzterer das Etikett selbst offensiv verwendet. Diese Autorengruppe verstand es nicht zuletzt durch geschicktes Bedienen des Zitationskarussells dem neuen autopoietisch-konstruktivistischen Paradigma im interdisziplinären Diskurs zum Durchbruch zu verhelfen. Radikal ist dieser Konstruktivismus insofern, als die These der Konstruiertheit von Wirklichkeitsphänomenen nun auf den Aussagenden selbst angewendet wird. Damit werden „(epistemologische) Skrupel zum Gegenstand der Theorie gemacht“ (Knorr-Cetina 1989, S. 90 f.) Gleichwohl die zentralen Repräsentanten des radikal-konstruktivistischen Diskurses durchaus unterschiedliche Akzentuierungen in ihrer Kognitionstheorie vorgenommen haben, kann diese Strömung im Rahmen des vorliegenden Beitrags nur exemplarisch vorgestellt werden – dies geschieht insbesondere mit Bezug auf den neurobiologisch basierten Konstruktivismus von Maturana.¹⁹

Der chilenische Neurobiologe Humberto R. Maturana möchte (gemeinsam mit seinem Schüler, Kollegen und Ko-Autor Francisco R. Varela) zu einer „Biologie der Kognition“ (Maturana 1985, S. 32) forschen. D.h. die Zuständigkeit für Erkenntnisfragen soll aus der Sphäre der Philosophie in das Terrain der Neurobiologie trans-

tionismus“ zu verwenden, hat sich im deutschsprachigen Raum nicht durchgesetzt (vergleiche zur schillernden Verwendung des Konstruktivismus-Begriffs auch die Hinweise im Kapitel zum „Praxisorientierten Konstruktivismus“).

¹⁸ Eine Keimzelle des radikal-konstruktivistischen Denkens war zunächst das – 1958 von Heinz von Foerster gegründete und mit seiner Emeritierung 1976 geschlossene – „Biological Computer Laboratory“ (BCL), eine metadisziplinäre Einrichtung der University of Illinois, Urbana (USA), an der insbesondere Kybernetiker, Logiker, Biologen und Physiker mit unorthodoxen Ansichten versammelt waren. Vernetzungen bestanden auch zwischen Radikalem Konstruktivismus und der Palo-Alto-Gruppe, Kalifornien (USA), die konstruktivistische Theorie für psychologische Problemkomplexe fruchtbar zu machen versuchte. Nicht zuletzt Übersetzungen der populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen des Psychiaters Paul Watzlawick (wie z. B. Watzlawick 1976: „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“) haben dazu beigetragen, konstruktivistische Ideen einem breiteren Publikum bekannt zu machen.

¹⁹ Für einen Überblick zum interdisziplinären „Diskurs des Radikalen Konstruktivismus“ vergleiche Schmidt 1991.

feriert²⁰ und dort unter neuen Vorzeichen diskutiert werden. Die Wahl der Begrifflichkeit „Kognitionstheorie“ stellt in diesem Sinne eine Distanzierungssemantik gegenüber der überlieferten philosophisch geprägten „Erkenntnistheorie“ dar. Naturalistische Epistemologien unterminieren somit „die traditionelle Arbeitsteilung, welche der Philosophie die *präskriptive* Aufgabe der Erkenntnisbegründung und den empirischen Wissenschaften die *deskriptive* Aufgabe der Erklärung der Phänomene zuordnet“ (Meidl 2009, S. 227).

Der Aufsatz „Biology of Cognition“ (1970)²¹ von Maturana wird von Pörksen (2011c, S. 13) als eine Art „Gründungsdokument“ des Konstruktivismus bezeichnet, in dem viele konstruktivistische Motive in valider Form zum Ausdruck kommen: Dabei geht es im Kern darum, den Beobachter selbst als „Quelle allen Wissens sichtbar zu machen“. Wenn aber solchermassen der Erkennende das Erkennen erkennt, führt kein Weg mehr aus der Zirkularität des Denkvorgangs heraus. Diese Einsicht bringt die vielzitierte Parole Maturanas auf den Punkt: „Alles was gesagt wird, wird von einem Beobachter gesagt.“ Und einige Passagen weiter heißt es: „Der Beobachter ist ein lebendes System, und jede Erklärung der Kognition als eines biologischen Phänomens muß eine Erklärung des Beobachters und seiner dabei gespielten Rolle beinhalten.“ (Maturana 1985, S. 35 f.)

Maturana geht die damit formulierte erkenntnistheoretische Herausforderung auf der Grundlage der Beschreibung einer selbst-referentiellen zirkulären Organisation lebender Systeme an. Dabei werden lebende Systeme als Interaktionseinheiten verstanden, die in einer Umgebung leben und sich von dieser abgrenzen, indem sie ein Netzwerk von zirkulär organisierten Produktionsprozessen unterhalten, das im Laufe der Evolution durch unterschiedliche Strukturen realisiert werden kann. Die autopoietische Organisation (wie es später heißt), in der sich ein lebendes System fortlaufend selbst erzeugt und erhält, bedeutet, dass es sich um eine selbst-referentielle Interaktionseinheit handelt, die in ihren Operationen nicht deterministisch von außen beeinflusst werden kann. Auf der Basis einer elaborierten Beschreibung der Funktionen des Nervensystems von Lebewesen werden lebende Systeme als kognitive Systeme bestimmt, die zum Zweck der Selbsterhaltung einen geschlossenen Kreislauf aufrechterhalten. Denken entsteht somit durch rekursive Interaktionen eines kognitiven Systems mit den eigenen Zuständen. Damit aber entfällt die Geschäftsgrundlage der traditionellen erkenntnistheoretischen Gegenüberstellung von erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt. Ein Beobachter

²⁰ Vorläufertheorien einer solchen Ambition finden sich im deutschsprachigen Raum unter dem Label „Evolutionäre Erkenntnistheorie“ (vgl. beispielsweise Lorenz 1973).

²¹ Das Gründungsmanifest ist zum ersten Mal als Report des Biological Computer Laboratory 1970 erschienen; ein Wiederabdruck in deutscher Übersetzung liegt seit 1982 vor (in diesem Beitrag wird zitiert aus der 2. Aufl. von 1985).

aus der Umwelt des Systems kann indes den spezifischen Interaktionsbereich eines Organismus als dessen „Nische“ beobachten: „Mit Bezug auf den Beobachter *erscheint* die Nische daher als Teil der Umwelt, für den beobachteten Organismus stellt die Nische hingegen den gesamten ihm zugehörigen Interaktionsbereich dar, sie kann als solche nicht *Teil* einer Umwelt sein, die ausschließlich im kognitiven Bereich des Beobachters liegt.“ (Maturana 1985, S. 36) Insofern es eine Realität als vom Beobachter unabhängige Welt von Gegenständen nicht gibt, stellt sich auch die erkenntnistheoretische Frage in gänzlich veränderter Form. In diesem Sinne erklärt Maturana die Frage nach dem Gegenstand der Erkenntnis für sinnlos: „Es gibt keine Gegenstände der Erkenntnis. Wissen heißt fähig sein, in einer individuellen oder sozialen Situation adäquat zu operieren“ (Maturana 1985, S. 76). Das Kriterium für Erkenntnis ist demnach nicht mehr darin zu sehen, eine möglichst getreue Widerspiegelung einer objektiv gegebenen Realität zu erbringen. Vielmehr soll nun Wissen eine Orientierungsleistung für Lebewesen ermöglichen, die in Termini wie „Passung“ oder „Nützlichkeit“ übersetzt werden können. Nicht zuletzt sollen hieraus auch ethische Konsequenzen abgeleitet werden: Menschen als rationale Lebewesen können durch Selbstbeobachtung und Kommentierung ihres Verhaltens Ethik und Moral hervorbringen. Da es nur relative und kulturell geprägte Wertesysteme gibt, muss der Mensch explizit einen Bezugsrahmen für sein Wertesystem auswählen und verantworten (vgl. Maturana 1985, S. 79 f.).

Die „beanspruchte *naturwissenschaftliche* Begründung und Rechtfertigung der Unmöglichkeit der Entdeckung und objektiven Abbildung einer absoluten Realität“ (Köck 2011a, S. 223) sowie die daraus folgenden epistemologischen Konsequenzen haben sowohl begeisterte Zustimmung als auch heftige Abwehrreaktionen hervorgerufen. Kritisch eingewandt wird u. a., dass es laufend zu einer problematischen Verquickung von Sphären kommt: nämlich zwischen einer empirischen Theorie der Erkenntnisgewinnung in biologischen Systemen einerseits und einer Erkenntnistheorie für die Biologie und die Sozial- und Gesellschaftswissenschaften im weiteren Sinne andererseits (so etwa Müller 2011b, S. 265). Zudem wird problematisiert, dass der Kognitionstheoretische Konstruktivismus Maturanascher Prägung sich zu einem „aktionistischen, normativen... Pragmatismus“ bekenne:²² Wenn das zu Wählende indes dadurch definiert werde, was nützlich sei, dann ginge es letztlich nur noch um die machtbasierte Durchsetzung des jeweiligen Kriteriums bzw. die Klärung, was Nützlichkeit im Einzelfall bedeute (vgl. Knorr-Cetina 1989, S. 91).²³ Nicht zuletzt bleibt im Rahmen des Bio-Kognitivismus unzureichend ge-

²² Vergleiche zum Radikalen Konstruktivismus und der Frage nach seiner Demokratieaffinität Holger Zapf (in diesem Bd.).

²³ Der Kybernetiker Heinz von Foerster hat sich in mehreren Texten explizit mit dem Zusammenhang von konstruktivistischer Erkenntnistheorie und Ethik auseinandergesetzt und

klärt, wie man auf der Basis der informationalen Geschlossenheit des kognitiven Systems von Lebewesen zu einer ausdifferenzierten gesellschaftlichen Ordnung gelangen könnte, da sich die Gedankenfigur der strukturellen Kopplung bei Maturana auf die Interaktion von Organismen bezieht, die in weitgehend vergleichbaren Interaktionsbereichen operieren.

Im Radikalen Konstruktivismus – so lässt sich resümieren – erfolgt eine Engführung auf biologische und bewusstseinsmäßige Bedingungen der Erkenntnis: Es sind Lebewesen (insbesondere Subjekte), die konstruieren. Die Konstruktionen der Welt sind nützliche Fiktionen, die dem Konstrukteur gute Dienste erweisen (wobei anzumerken bleibt, dass die Operationalisierung des Nützlichkeitskriteriums nicht unproblematisch sein dürfte). In diesem Sinne betont auch der Promotor des Labels „Radikaler Konstruktivismus“ den „Bruch mit dem herkömmlichen Szenario der Epistemologie“, da der Konstruktivismus „nicht als Abbild oder Beschreibung einer absoluten Wirklichkeit aufgefasst werden darf, sondern als ein mögliches Modell der Erkenntnis in kognitiven Lebewesen, die imstande sind, sich auf Grund ihres eigenen Erlebens eine mehr oder weniger verlässliche Welt zu bauen.“ (Glaserfeld 2001, S. 37).

3.4 Operativer Konstruktivismus (Niklas Luhmann)

Der Konstruktivismus in der Version von Niklas Luhmann ist radikaler als die Spielart des sog. „Radikalen Konstruktivismus“.²⁴ Luhmann selbst nimmt zwar

gelangt zu einer anderen Umgangsweise mit der normativen Problematik. Er differenziert zwischen entscheidbaren Fragen (z. B. was ergibt zwei plus zwei?), die immer bereits innerhalb eines Rahmens (richtig) entschieden sind und prinzipiell unentscheidbaren Fragen (z. B. über den Sinn des Lebens), deren Beantwortung etwas über denjenigen aussagt, der die Antwort gibt (vgl. Foerster 2008, S. 158 ff.). Eine konstruktivistische Weltsicht konfrontiert den Menschen damit, dass er beim letztgenannten Fragetypus unhintergebar auf sich selbst zurückgeworfen wird – und das heißt, für seine Wahl eigenverantwortlich ist. Es handelt sich also um eine Art implizite Ethik des Gewissens, die sich aus einer konstruktivistischen Epistemologie ableiten lässt: „Es ist daher kein Wunder, dass sich der Konstruktivismus noch keiner großen Popularität erfreut. Es ist ein beliebtes Gesellschaftsspiel, sich der Verantwortung zu entziehen: nicht ich, sondern ein anderer, etwas anderes ist für mein Tun verantwortlich. [...] Aber die genialste Strategie, sich der Verantwortung zu entziehen ist ‚Objektivität‘. Objektivität verlangt die Trennung des Beobachters vom Beobachteten“ (Foerster 1985, S. 29).

²⁴ Der Verweis von Meidl (2009, S. 264) auf ein Monitum von Luhmann gegenüber dem Radikalen Konstruktivismus mit dem Nachsatz, dass „[man] dessen Systemtheorie [...] durch die Adaption des Autopoiese-Konzepts ja auch oft als konstruktivistisch titulierte“, entbehrt nicht der Ironie: Luhmann hat Einwände, gerade weil er konsequenter (und bekennender) Konstruktivist ist!

Theoreme und Begrifflichkeiten der Theorie selbst-referentieller Systeme auf, die er jedoch in spezifischer Weise nutzt, um seine soziologische Theorie weiterzuentwickeln. Das Innovative am Radikalen Konstruktivismus ist Luhmann zufolge die Reformulierung erkenntnistheoretischer Fragen: Statt die Kantische Frage zu stellen, wie Erkenntnis möglich sei, *obwohl* wir keinen unabhängigen Zugang zur Realität haben, wird im Konstruktivismus die Prämisse umgekehrt. Erkenntnis ist demnach nur möglich, *weil* sich kognitive Systeme von ihrer Umwelt abkoppeln (vgl. Luhmann 2001, S. 219). Allerdings verfährt der sog. „Radikale Konstruktivismus“ nicht radikal genug: Die naturalistisch-konstruktivistische Erkenntnistheorie kann für sich selbst immer noch den Status eines externen Beobachters in Anspruch nehmen, der lediglich denselben biologischen und psychologischen Bedingungen unterliegt wie das beobachtete kognitive System. Erst ein „soziologischer“ Begriff der Erkenntnis ist in der Lage, die Immanentisierung aller Erkenntnis einzuholen: „So wird der Erkenntnistheoretiker selbst Ratte im Labyrinth und muß reflektieren, von welchem Platz aus er die anderen Ratten beobachtet.“ (Luhmann 2001, S. 227)

Wenn man solchermaßen davon ausgeht, dass es keinen archimedischen Punkt zum erkenntnismäßigen Begreifen der Welt mehr gibt, dann ist es – mit anderen Worten – nur noch möglich, diese unfassbare Entität auf unterschiedliche Weise zu beobachten. Beobachten ist eine Operation, die unhintergebar an die Wahl von Unterscheidungen gebunden ist, die verwendet werden, um etwas zu bezeichnen.²⁵ Vor aller Erkenntnisgewinnung muss also erst einmal entschieden werden, *wie*, d. h. mit Hilfe welcher Unterscheidung die Welt beobachtet wird. Gegenüber der tradierten erkenntnistheoretischen Herangehensweise soll somit ein Wechsel von Was-Fragen auf Wie-Fragen erfolgen. Die neuere Systemtheorie²⁶ stellt um

²⁵ Die Systemtheorie Luhmanns greift hier auf Denkfiguren zurück, die der Mathematiker George Spencer-Brown in seinem 1969 erstmals erschienenen Text „Laws of Form“ vorgestellt hat. Die Entdeckung der Operation des Unterscheidens als Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis des Seienden ist in der abendländischen Geistesgeschichte nicht neu. Die Innovation durch Spencer-Brown liegt darin, dass die Operation des Entscheidens radikal deontologisiert wird. Die Konstruktionsaufforderung „Triff eine Unterscheidung“ ist ausschließlich ein Formenkalkül. Spencer-Brown (1997, S. X, Fn.) illustriert diesen Gedanken des leeren (jedes ontologischen Bezugs entbehrenden) Formalismus wie folgt: „Wenn Leute unverantwortliche Definitionen machen und tatsächlich *glauben*, uns etwas Wahres über das erzählt zu haben, was sie definiert haben, und das auch von anderen erwarten, dann sind sie kindisch. [...] Wirkliche Kinder haben mehr Sinn dafür: Sie wissen, wenn sie eine Definition gemacht haben, alles, was sie taten war, die Regeln für ein Spiel ‚Laßt uns so tun, als ob‘ festzulegen.“

²⁶ Die *ältere* strukturfunktionalistische Systemtheorie à la Talcott Parsons nahm hingegen ihren Ausgangspunkt noch von der Gesellschaft als einer Einheit, was impliziert, dass das

von einem einheitstheoretischen auf ein differenztheoretisches wissenschaftliches Selbstverständnis. Sie fragt deshalb erst einmal nach der Tragfähigkeit der Unterscheidung, mit dem die klassische Erkenntnistheorie auf der Basis ihrer Annahme einer – vom Erkennenden unabhängigen – Außenwelt startet: Sein versus Nicht-Sein. Die Frage ist dann: „warum die Welt gerade mit dieser Unterscheidung zu erst verletzen?“ (Luhmann 1990, S. 37) Auf dem Hintergrund der seit Kant sich intensivierenden erkenntnistheoretischen Zweifel an der bündigen Trennung von Erkenntnis und Realität, die in konstruktivistischen Forschungsansätzen ihren Niederschlag findet, startet die Luhmannsche Systemtheorie mit einer anderen Begriffsfestlegung: System versus Umwelt.

Die Besonderheit der Adaption des Konstruktivismus durch Luhmann liegt in der konsequenten Entsubjektivierung des Systembegriffs. Auf dem Hintergrund funktionaler Ausdifferenzierung in der Moderne wird nun nicht mehr von *einem* (anthropomorphen) Beobachtermodus ausgegangen – vielmehr gibt es unterschiedliche (systemische) Beobachertypen, die ihre Umwelt jeweils mit einer distinkten erkenntnisleitenden Unterscheidung beobachten.²⁷ Für Luhmann sind (soziale) Systeme nicht einfach ein theoretisches Konstrukt, d. h. ein Beobachterinstrument, das nach seiner wissenschaftlichen Brauchbarkeit bzw. Problemlösungskompetenz zu beurteilen ist, wie dies der Radikale Konstruktivismus annimmt. Vielmehr behauptet Luhmann: „Der Systembegriff bezeichnet also etwas, was wirklich ein System ist, und läßt sich damit auf eine Verantwortung für Bewährung seiner Aussagen an der Wirklichkeit ein“ (Luhmann 1985, S. 30). Die empirische Rückbindung der Systemtheorie wird missverstanden, wenn die konstruktivistische Färbung der Aussage nicht berücksichtigt wird. Beobachtung gilt als *reale* Operation, „wobei ‚real‘ in diesem Zusammenhang immer nur ‚beobachtbar‘ und damit durch die Operation der Beobachtung konstituiert und konstruiert bedeutet“ (Reinfandt 2011, S. 291). Es geht somit um die Beobachtung der Operation der Beobachtung und die damit einhergehende fortlaufende Produktion von Grenzen. Aufgrund der zentralen Bedeutung der Operation der Beobachtung einer un beobachtbaren Welt eignet sich insbesondere das Label „Operativer Konstruk-

Ganze immer schon vorempirisch als bekannt angenommen werden muss. Demgegenüber startet die von Luhmann entwickelte *neuere* Systemtheorie grundlegend anders: Gesellschaftliche Ordnung ist demnach selbst kontingent. Zahlreiche Missverständnisse im kritischen Diskurs zur Systemtheorie ließen sich vermeiden, wenn die Weiterentwicklung der Systemtheorie durch Niklas Luhmann angemessen in Rechnung gestellt würde.

²⁷ Zur Rekonstruktion des Operativen Konstruktivismus mit Fokus auf dem Politischen System und der Diskussion der Grenzen des Politikbegriffs bei Luhmann vergleiche Tobias Peter (in diesem Bd.).

tivismus“ zur Kennzeichnung der konstruktivistischen Variante im Anschluss an Luhmann.²⁸

Was bedeutet diese Akzentuierung der konstruierenden Operation der Beobachtung für die Erkenntnistheorie? Unter konstruktivistischen Vorzeichen ist von der Rekursivität allen Beobachtens auszugehen: Im Erkenntnisprozess werden die eigenen Ergebnisse als Grundlage weiterer Operationen benutzt. Alle Beobachtung ist unterscheidungsabhängig – indes bleibt im operativen Vollzug von Beobachtungen die benutzte Leitunterscheidung unsichtbar: Sie konstituiert den *blinden Fleck* jeder Beobachtung. Erst eine Beobachtung zweiter Ordnung kann erkennen, wie andere Beobachter mit ihren Blindflecken umgehen bzw. versuchen, Paradoxien zu invisibilisieren – diese operiert dann allerdings ihrerseits wieder mit einem neuen „blinden Fleck“, der beobachtet werden kann usw. Anders als in der traditionellen Erkenntnistheorie, die von einer zweiwertigen Logik ausgeht (Leitspruch: „Tertium non datur“) erfolgt hier ein offensiver Umgang mit Paradoxien: Paradoxien lassen sich nicht vermeiden, sondern nur unter Inanspruchnahme von Zeit (vorrübergehend) „lösen“. Die konstruktivistische Empfehlung der Beobachtung des „blinden Flecks“ ist der Dreh- und Angelpunkt der epistemologischen Überlegungen Luhmanns: „Zu sehen, was andere nicht sehen können (und dem anderen zu konzedieren, daß er nicht sehen kann, was er nicht sehen kann), ist gewissermaßen der systematische Schlußstein der Erkenntnistheorie – das, was an die Stelle ihrer Begründung a priori tritt.“ (Luhmann 1990, S. 49) Damit distanziert sich diese Erkenntnistheorie auch von der überlieferten subjektivistischen Problemstellung, wo alles davon abhängt, *wer* beobachtet. Das beliebte Plädoyer für „Pluralismus“ verfehlt darum die revolutionäre Tragweite des neuen Beobachtungsstils. Das Bemerkenswerte liegt gerade in der Akzentuierung des Umstands, dass Systeme beobachtet werden, die mit jeweils anderen Leitunterscheidungen an der Weltstiftung beteiligt sind, d. h. es geht darum, „wer beobachtet *wird*“ (Luhmann 2006, S. 100, Fn. 14). Die spezifische Modernität dieser Beobachtung zweiter Ordnung liegt da-

²⁸ Luhmann (2001, S. 224) selbst spricht von „operativer Erkenntnistheorie“ bzw. „erkenntnistheoretischem Konstruktivismus“ (Luhmann 1990, S. 58). Andere wiederum verwenden in Bezug auf den Konstruktivismus in der Luhmannschen Version die Bezeichnung „reflexiver Konstruktivismus“ (so Weller 2003/2004, S. 113), um damit eine konstruktivistische Richtung zu bezeichnen, in der „die eigenen Erkenntnisbedingungen und -möglichkeiten in die Analyse mit einbezogen (werden)“. In Abgrenzung zum Radikalen Konstruktivismus titulierte Wasser (2008, S. 55) die operative Erkenntnistheorie als „moderner Konstruktivismus“. Der Terminus „beobachtungstheoretischer Konstruktivismus“ (Hirschauer 2006, S. 104) oder „kybernetischer Konstruktivismus“ bzw. „systemtheoretischer Konstruktivismus“ (Wasser 2008, S. 5) wird nicht nur, aber auch mit Bezug auf Luhmann verwandt. Zur Erörterung des Zusammenhangs von systemtheoretischem Denken und Konstruktivismus vergleiche Simon (2007).

rin, dass sie nicht mehr eine gemeinsame („vernünftige“) Welt voraussetzen muss. Konstruktivistische Erkenntnisproduktion und Weltorientierung im Operativen Konstruktivismus sind zwar systemrelativ, aber alles andere als eine Frage („post-moderner“) Beliebigkeit, wie irrtümlich immer wieder kolportiert wird. Es geht vielmehr um Kontingenz als Eigenwert moderner Gesellschaft: Systemische Entwicklungen sind diesem Sinne weder notwendig noch unmöglich – sie verlaufen quasi „pfadgebunden“. Oder anders ausgedrückt: Im Prozess des systeminternen rekursiven Operierens müssen sich Operationen als *anschlussfähig* erweisen.

Die Überlegungen zur Beobachtung der Beobachtung, die bereits in Heinz von Foersters Modell einer Kybernetik zweiter Ordnung eine wichtige Rolle spielen, gewinnen Luhmann zufolge erst im soziologischen Kontext ihre volle Tragweite: Gesellschaft besteht aus Kommunikationen (und nicht etwa aus „Menschen“) – wobei die Unterscheidung von Mitteilung und Information als Voraussetzung für das Zustandekommen von Kommunikation gilt. Bei der Analyse sozialer Systeme ist somit bedeutsam, dass Information nicht von einem sozialen System (z. B. der Politik) in ein anderes (z. B. Wirtschaft) als Input eingeführt wird; vielmehr wird Information systemintern rekonstruiert gemäß den systemspezifischen Relevanzkriterien. Der Wahrheitsbegriff gewinnt auf diesem Hintergrund seine – von ontologischen Reminiszenzen entkleidete – spezifisch moderne Bedeutung: Die Selektivität der Welterfassung, wenn man den binären Beobachtungscode wahr/unwahr zugrunde legt, ist in modernen Gesellschaften gebunden an das ausdifferenzierte Wissenschaftssystem. In diesem Sinne Wahrheitsaussagen zu treffen ist eine bestimmte Form der Welterfassung neben anderen – ohne prä-konstruktivistische Sicherheiten. Dieser Wahrheitsstil unterscheidet sich von der überlieferten Erkenntnistheorie: „Die europäische Tradition des (rationalen) Erkennens und Handelns hatte nach letzten Gründen, nach Prinzipien, nach unbestreitbaren Maximen gefragt. Würde man sie fortsetzen, müßte man eine Selbstbeschreibung der Gesellschaft abliefern mit der Erklärung: dies sei die richtige.“ (Luhmann 1997, S. 1134) Angesichts einer wachsenden Wahrnehmung der grundlegenden Ambivalenzen und Risiken der Modernisierung („Entzauberung der Entzauberung“) erscheint indes der erkenntnistheoretische Verzicht auf vorgebliche Fundierungen des wissenschaftlichen Wissens adäquat. Darum tritt das Überzeugende des erkenntnistheoretischen Konstruktivismus nach Luhmann gerade gegenwärtig zu Tage. Der Konstruktivismus ist Die Erkenntnistheorie für eine Gesellschaft mit ausdifferenziertem Wissenschaftssystem: Die Erkenntnistheorie „kann nicht länger als Theorie der Begründung des Wissens aufgefaßt werden. Das Gegenteil trifft zu. Sie reflektiert die Unsicherheit der Erkenntnis und bietet dafür Gründe an.“ (Luhmann 1990, S. 58)

3.5 Praxisorientierter Konstruktivismus (Karin Knorr-Cetina/ Michel Foucault)

Es erweist sich als schwierig, für die letzte Variante des Konstruktivismus ein aussagekräftiges Label zu finden, das nicht bereits anderweitig besetzt oder irreführend ist. Der Sache nach geht es um die Suche nach einem Terminus für Konstruktivismen aus der Perspektive des Poststrukturalismus bzw. von Laborstudien, für die gleichermaßen ein Näheverhältnis zum Untersuchungsgegenstand charakteristisch ist und die – wie auch die neuere Systemtheorie – eine Selbstbeobachtungssemantik verwenden, welche auf Selbstreferenz abstellt. Da diese „Nähe“-Ansätze innerhalb der sozialwissenschaftlichen Theorienlandschaft jeweils anderen Paradigmen zugerechnet werden als die Theoriefamilie, die im Zeichen des Systemdenkens firmiert, findet sie des Öfteren gar keinen Platz in den Überblicksdarstellungen des konstruktivistischen Spektrums oder wird allenfalls am Rande erwähnt. Dabei besteht zwischen den beiden starken Varianten des Konstruktivismus durchaus eine Wahlverwandtschaft.²⁹ Wer über den Tellerrand der jeweiligen Schulen blickt, stellt fest: „das neuere systemtheoretische Denken verfügt jedoch über eine erstaunliche Nähe zu poststrukturalistischen Theoriefiguren“ (Stäheli 2008, S. 108). Karin Knorr-Cetina hat in ihrem vielbeachteten Beitrag zu den „Spielarten des Konstruktivismus“ vorgeschlagen, die aus ihrer Sicht dritte Spielart des Konstruktivismus – neben Sozialkonstruktivismus und kognitionstheoretischem Konstruktivismus – als „empirisches Programm des Konstruktivismus“ (Knorr-Cetina 1989, S. 91) zu bezeichnen. Darunter sollten sowohl Studien zu naturwissenschaftlichen Laboren (z. B. Bruno Latour, Karin Knorr-Cetina) als auch zur sozialen Praxis (z. B. Michel Foucault, Pierre Bourdieu) verstanden werden. Verzichtet man jedoch – anders als Knorr-Cetina – auf eine explizite Vernachlässigung der Konstruktivismusvariante von Niklas Luhmann, dann erweist sich diese Begriffsstrategie als problematisch, da sie entweder nicht zur Konturierung der Spezifik der dritten Konstruktivismusgruppe tauglich ist, oder aber (fälschlicherweise) implizieren würde, der Ansatz der neueren Systemtheorie wäre nicht empirisch.³⁰ Auch die Betonung wissenschaftsanalytischer Fragestellungen taugt allenfalls zur Abgrenzung gegenüber dem Sozialkonstruktivismus, nicht aber gegenüber anderen Konstruktivismusströmungen. In einem späteren Beitrag verwendet Knorr-Cetina den Ausdruck „epistemischer Konstruktivismus“ (Knorr-Cetina 2001, S. 142), räumt allerdings ein, dass dieser die Tradition des Sozialkonstruktivismus fortsetzt, Konstruktion von den Akteu-

²⁹ Zum Vergleich des Wahrheitsbegriffs von Luhmann und Foucault siehe Thorsten Schlee (in diesem Bd.).

³⁰ So ist in der Tat auch die Einschätzung von Knorr-Cetina (2001, S. 144).

ren her zu verstehen, was ihn hier nur bedingt geeignet erscheinen lässt. Deshalb wird schließlich der Terminus „theoretischer Konstruktivismus“ (Knorr-Cetina 2001, S. 150) eingeführt, um die Aufmerksamkeit auf die Konstruktion von Konstruktionsdesigns zu richten und dem Vorurteil zu begegnen, konstruktivistische Forschung sei anti-theoretisch. Diese Begriffsstrategie erscheint m. E. allerdings kontra-intuitiv, da es ja gerade um das Studium der epistemischen *Praxis* gehen soll. In anderem Kontext (Ferree et al. 2002) wurde vorgeschlagen, den Begriff „Konstruktionismus“ zu verwenden, um den dezidierten Parteilichkeitshabitus der Vertreter dieser – durch Foucault inspirierten – Denkströmung gegenüber den Konnotationen, die sich mit dem Begriff „Konstruktivismus“ verbinden, zu betonen. Aber auch dieser Vorschlag ist geeignet Verwirrung zu stiften, da Knorr-Cetina (1995, S. 111) die Bezeichnung „Konstruktionismus“ speziell für Laborstudien reserviert, d. h. es soll damit eine konstruktivistische Variante bezeichnet werden, die insbesondere auf Naturordnung fokussiert und auf ethnographische Methoden zurückgreift – womit gerade Analysen sozialer Praxis wiederum ausgeschlossen würden. Nicht minder irreführend ist schließlich der Brandname „Postkonstruktivismus“ (vgl. etwa Wehling 2006, S. 215 ff.), der damit die doppelte Abgrenzung gegenüber den Positionen des Realismus und des Antirealismus zum Ausdruck bringen möchte, wobei das Label „Antirealismus“ dem Sozialkonstruktivismus zugeordnet wird. Das Postulat, dass Realität und Konstruktion kein Gegensatz seien, markiert indes keinen Standpunkt *jenseits* des Konstruktivismus, sondern stellt nur die Neuauflage einer unfruchtbaren Debatte dar, die ihren Ausgang von der Unterscheidung „realistisch“ versus „konstruktivistisch“ nimmt. Was bleibt nun nach der Sichtung der im sozialwissenschaftlichen Diskurs zirkulierenden Begrifflichkeiten zu bilanzieren? Eine Möglichkeit wäre, zwei Richtungen einer weiteren Tradition des konstruktivistischen Denkens und Forschens auszudifferenzieren und separate Bezeichnungen für poststrukturalistische Ansätze und Laborstudien zu verwenden. Eine andere Option besteht darin, eine neue Begrifflichkeit für beide gemeinsam einzuführen, wie beispielsweise „Praxisorientierter Konstruktivismus“ oder „Mikrosphärischer Konstruktivismus“, um die Spezifik einer weiteren konstruktivistischen Strömung zu plakativieren.

Im Rahmen der Laborstudien werden naturwissenschaftliche Praktiken en détail analysiert – dabei erfolgt letztlich eine Rekonfiguration der Natur- sowie der Sozialordnung: Denn im Labor werden sowohl Objekte wie auch Wissenschaftler „optimiert“, damit sie zu einer emergenten Subjekt-Objekt-Beziehung verschmelzen. Beobachtung aus der Nähe dekonstruiert, aber zugleich führt die Hinwendung zur dichten Beschreibung der Fabrikation von Erkenntnis auch zu deren Neubeschreibung: „Der Konstruktivismus war die Antwort, die die Laborstudien auf die Beobachtung von Mikroprozessen des wissenschaftlichen Arbeitens gaben“ (vgl.

Knorr-Cetina 1995, S. 109). Die Untersuchung der Fragestellung, wie wissenschaftliche Fakten „konstruiert“ werden, führt zur Anerkennung der immensen Bedeutung der lokalen Kontexte („Kultur“) von Praktiken sowie zur Vergegenwärtigung des fiktionalen Charakters hochwissenschaftlicher Szenarien. Die Laborstudien läuteten damit einen „Tabubruch“ ein: „Die Wissenschaft war plötzlich von ihrer zentralen Position als Erzeugerin und Hüterin der reinen Wahrheit in die Praktiken der Forschungsalltage und damit auch in die Trivia, die Banalitäten oder in die Kämpfe und Ränkespiele von wissenschaftlichen Alltagen versenkt worden.“ (Müller 2011a, S. 239)

Auch bei Michel Foucault bilden nicht Objekte den Ausgangspunkt der Untersuchungen, sondern (diskursive und nicht-diskursive) soziale Praktiken.³¹ Auf dem Hintergrund von historischen Transformationsprozessen werden bestimmte, bis dato für selbstverständlich erachtete Denk- und Handlungsformen problematisiert. So eröffnen sich Beweglichkeiten im Wahrheitsfeld, denen Foucault mittels einer Genealogie der Macht sowie einer Archäologie des Wissens auf die Spur kommen möchte (vgl. hierzu ausführlich Martinsen 2004, S. 309 ff.). Das „Wahrheitsspiel“ ist aber immer durch das Spektrum möglicher Anschlüsse im betreffenden Feld limitiert, denn jeder Diskurs baut auf bereits Gesagtem auf. Offensichtlich hat „der Wille zur Wahrheit seine eigene Geschichte“; er wird abgesichert „durch die Art und Weise, in der das Wissen in einer Gesellschaft eingesetzt wird, in der es gewertet und sortiert, verteilt und zugewiesen wird“ (Foucault 2007, S. 15). In Foucaults materialreichen Forschungen zu thematisch eingegrenzten und lokalen Phänomenen kultureller und institutioneller Art (wie z. B. Wahnsinn, Gefängnis) gewinnt das selbstherrliche *Subjekt* den Status eines Quasi-Subjekts (sprich: Objekts). Anders als die emphatischen Begrifflichkeiten der abendländisch-neuzeitlichen Philosophien suggerieren, ist das Subjekt nicht als kompakte Entität sowie Dreh- und Angelpunkt des Weltgeschehens zu denken; vielmehr wird es Foucault (1977, S. 42) zufolge erst durch Subjektivierungsverfahren erzeugt: „Der Mensch, von dem man uns spricht und zu dessen Befreiung man einlädt, ist bereits in sich das Resultat einer Unterwerfung, die viel tiefer ist als er.“³² Humanistisch verbrämte Macht zirkuliert solchermaßen in pulverisierter Form im Gesellschaftskörper – es bedarf

³¹ Vergleiche zur Gouvernamentalität bei Foucault im ideengeschichtlichen Kontext Hans-Martin Schönherr-Mann (in diesem Bd.); zu Derrida als einem weiteren Vertreter poststrukturalistischer Theorien siehe Benjamin Wilhelm (in diesem Bd.).

³² Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass Foucault neben den modernen fremdbestimmten Technologien der (wissenschaftlichen) Wahrheitserzeugung in seinem Spätwerk im Rückgang auf die Antike auch Technologien des Selbst entdeckt, für deren Reaktivierung in der Aktualität er plädiert: Es geht demnach darum, „neue Weisen der Individualität“ (Foucault 1985, S. 110) zu erfinden. Das nicht ausschließlich fremdbestimmte Subjekt muss indes als

einer analytischen Mikroperspektive, um die (wissenschaftlichen) Diskurse des Wissens zu erforschen.

Der von mir so bezeichnete „Praxisorientierte Konstruktivismus“, für den hier exemplarisch auf Knorr-Cetina und Foucault verwiesen wurde, weist eine Reihe von epistemologischen Gemeinsamkeiten mit dem Operativen Konstruktivismus auf: Beide fußen auf einer differenzorientierten Wissenschaftskonzeption und dem Theorem eines rekursiven Verweisungszusammenhangs zirkulärer Prozesse sowie einer radikalen Absage an vernunftphilosophisches Einheitsdenken in seinen unterschiedlichen Facetten. Während indes der Konstruktivismus der neueren Systemtheorie eher auf die Makro- und Mesebene (gesellschaftliche Teilsysteme und Organisationen) fokussiert, interessiert sich der Praxisorientierte Konstruktivismus für die mikrosphärisch verästelten Prozesse der (wissenschaftlichen) Wissensproduktion in praktischen Handlungsfeldern naturwissenschaftlicher bzw. sozialkultureller Provenienz. Diese Variante des Konstruktivismus lehnt – so Knorr-Cetina – eine auf Distanz bleibende Modellbildung ab. Sie sucht stattdessen die intime Bekanntschaft mit den Bestandteilen des Untersuchungsfeldes – und zwar nicht in erster Linie, um bessere Beschreibungen anzufertigen, sondern um Entdeckungsräume zu erschließen. Der Konstruktivismus im Zeichen einer Entdeckungstechnologie „traut sozusagen der Modellbildung auf Distanz genügend Phantasie nicht zu, um welterweiternd zu wirken.“ (Knorr-Cetina 1989, S. 95).

4 Perspektiven eines konstruktivistischen Forschungsprogramms für die Politikwissenschaft

4.1 Grundbegriffliche Klärungen

Aus konstruktivistischer Sicht gibt es einen Kampf um Begriffe – und entsprechend gibt es rivalisierende Deutungen des Terminus „Konstruktivismus“. Das untersuchte Spektrum startete mit *zwei schwachen Varianten*: Der *Erlanger Konstruktivismus* legte den Fokus darauf, die Wissenschaftlichkeit einer Theorie via Konstruktionsverfahren zu rekonstruieren – in der Fortführung eines Kantischen Gedankens soll Wissenschaft von bloßer Metaphysik unterschieden werden.³³ Tatsächlich hat diese nur noch in spezifischen Fachkreisen diskutierte philosophische Schule mit dem

Leerstelle auch in den anderen Werkphasen Foucaults als begriffslogischer Zielhorizont immer dazu gedacht werden (vgl. Martinsen 2004: 322f.).

³³ Wasser (2008, S. 6 f.) macht den Vorschlag, den Erlanger Konstruktivismus treffender als „Rekonstruktivismus“ zu bezeichnen, da er „eher ein konstruktives denn ein konstruktivistisches Grundanliegen“ verfolge.

in diesem Beitrag als Kern konstruktivistischen Denkens identifizierten Theorem von der Beobachterabhängigkeit aller Erkenntnis nur wenig gemeinsam. Inwieweit sich an diese Schule anknüpfende Nachfolgevarianten, wie z. B. der Methodische Kulturalismus, als konstruktivistisch anschlussfähig und relevant für die Politikwissenschaft als empirische Disziplin erweisen, ist eine offene Frage. Der *Sozialkonstruktivismus* als zweite moderate konstruktivistische Spielart stellt demgegenüber eine genuin soziologische Forschungsperspektive vor, weist allerdings noch eine erkennbar ontologische Grundierung auf. Die sozialkonstruktivistische Traditionslinie hat bis dato sicherlich die nachhaltigste Rezeption in der Politikwissenschaft zu verzeichnen: wissenszentrierte Ansätze in der Politikanalyse bzw. in den internationalen Beziehungen stehen seit Mitte der 90er Jahre im Zeichen der Wiederentdeckung von Ideen und der Reflexion ihrer Relevanz für die politische Konstruktion von Wirklichkeit.

Eine *Mittelposition* auf der stark/schwach-Skala konstruktivistischer Denkpositionen nimmt der wissenschaftlich einflussreiche *Radikale Konstruktivismus* ein. Im Rahmen dieses interdisziplinären Ansatzes wurden zentrale Denkfiguren und Begrifflichkeiten konstruktivistischen Forschens entwickelt. Diese Strömung stellt zwar ein Reservoir von inspirierenden Denkanstößen bereit, ist aber – auf Grund ihrer naturalistischen Färbung und der damit verbundenen Engführung von Erkenntnisprozessen auf biologische und psychologische Phänomene – für die Politikwissenschaft nur bedingt fruchtbar zu machen. Dieser Konstruktivismuszweig perpetuiert zudem trotz des Labellings als „radikal“ eine gewisse Rest-Ontologie, da der wissenschaftliche Beobachter die Lebewesen als kognitive Systeme von einer externen Position aus beschreibt.³⁴

Die *beiden starken Ausprägungen* des Konstruktivismus formulieren – wie auch der Radikale Konstruktivismus – Metatheorien (also Theorie über Theorien) und sind darüber hinaus durch die Radikalisierung der epistemologischen Grundannahmen gekennzeichnet: Es gibt kein Entrinnen aus dem Prozess der Konstruktion von Welt. Konstruktivismus im engeren Sinne ist damit immer zugleich selbstbezüglich, d. h. die Beobachtung des Wissens bezieht sich explizit auch auf wissenschaftliches Wissen inklusive des selbsterzeugten. Mit den starken Varianten des Konstruktivismus verbindet sich somit ein deutlicher Reflexivitätsinput. Der *Operative Konstruktivismus* als vermutlich konsequenteste Ausprägung der konstruktivistischen Grundidee der Beobachterabhängigkeit konzentriert die wissen-

³⁴ Die These, dass der Radikale Konstruktivismus eine Art beobachterunabhängiges Residuum belässt, trifft auf Heinz von Foerster als dem „Sokrates des kybernetischen Denkens“ (vgl. Pörksen 2011b, S. 319) sicherlich weniger zu als auf die anderen Ingroup-Vertreter dieser konstruktivistischen Strömung – schließlich verbindet sich mit dem Foersterschen Namen die Entwicklung einer Kybernetik zweiter Ordnung.

schaftliche Analyse auf Makro- und Mesophänomene, die aus der distanzierten Position des Beobachters zweiter Ebene beschrieben werden. Der *Praxisorientierte Konstruktivismus* untersucht hingegen gesellschaftliche Konstruktionsprozesse aus einer Mikroperspektive und kultiviert die Nähe zum Untersuchungsgegenstand als Bedingung der Möglichkeit von Entdeckung.³⁵ Bei diesen beiden reflexiven Spielarten des Konstruktivismus weist soziale Realität keine Essenz auf, die man unabhängig von den Prozeduren identifizieren könnte, die sie konstituieren und reproduzieren. Begrifflichkeiten haben somit eine sehr weitreichende Bedeutung: sie erzeugen Realität, in unserem Fall politische Realität. Beim Versuch der Erklärung von Zusammenhängen der politischen Welt gilt somit: Die (politische) Theorie ist immer schon vorher da.

Ein pluralistisches Profil konstruktivistischen Forschens entspricht nachgerade dem Selbstverständnis des Konstruktivismus, der mit Unterscheidungen von Unterscheidungen startet und über die Kontingenz der gewählten Begrifflichkeiten aufgeklärt ist. Insofern ist eine gewisse „Unschärfe“ programmatisch für ein Forschen, das angebliche Selbstverständlichkeiten hinterfragt. Zu den unkonventionellen Momenten gehört die Verabschiedung der Vorstellung, dass es einen Königsweg der Theoriebildung gibt: „Stattdessen könnte man sich das ‚Theoretisieren‘ als eine Konversation verschiedener Rahmen vorstellen – eine Konversation, die bewußt offen gehalten wird und die in ihren Inkonsistenzen und Paradoxien und in ihrer theoretischen Vielfalt dem modernen Leben folgt.“ (Knorr-Cetina 2001, S. 137)

Andererseits wäre es prekär, den Rahmen des konstruktivistischen Universums zu weit zu stecken, da dies tendenziell die Kohäsion eines Forschungsprogramms gefährdet. So gab es Anfang der 90er Jahre eine Initiative von Frank Nullmeier, den Status von Wissen im Policyprozess näher zu erkunden, welche in die Gründung einer DVPW-Ad-hoc-Gruppe „Wissenspolitologie“ mündete. Deklariertes Anliegen dieser Forschungsrichtung war es, unterschiedlichste interpretative Strömungen zu integrieren (vgl. Nullmeier 1993; siehe hierzu auch Maier u. a. 2003). Es ging um das Begriffsdickicht von Diskursen, Normen, Paradigmen, Deutungsmustern, Weltbildern, Kulturen, Interaktionsorientierungen, impliziten Theorien, Schemata, Narrativen, Frames usw. – letztlich alles, was sich unter dem Oberbegriff „Ideen“ fassen lässt. Die geringe konzeptionelle Geschlossenheit von Forschung unter dem Vorzeichen von Ideen behinderte indes die Ausbildung eines tragfähigen Forschungsprogramms. Der Ausgangspunkt dieses Projekts, die Frage nach dem Zu-

³⁵ Dies macht den Praxisorientierten Konstruktivismus anfällig für einen kritischen Entlarvungshabitus: So oszilliert Foucault in seinen Texten zwischen einem deskriptiven Habitus und einer normativen Parteinahme für „das Andere“, die vor allem auf der semantisch impliziten Ebene transportiert wird.

sammenhang von Wissen und Politik ist heute neu – und d. h. unter konstruktivistischen Vorzeichen – zu stellen. Dabei sind einige Zweige der Wissenspolitik nicht zum konstruktivistischen Paradigma zu rechnen.³⁶

Die konstruktivistische Aufgabe, grundbegriffliche Klärungen für die Politikanalyse zu leisten, muss *fortlaufend* erbracht werden.³⁷ Dabei geht es darum zu reflektieren, wie eine tragfähige Abgrenzung von konstruktivistischen und nicht-konstruktivistischen Ansätzen vorzunehmen ist, auf welche Weise die interne Strukturierung der konstruktivistischen Sphäre erfolgen kann und welche konstruktivistischen Strömungen sich besonders für politikwissenschaftliche Forschungen fruchtbar machen lassen. Für die Erörterung der grundbegrifflichen Herausforderung soll mit dieser Publikation ein Aufschlag geleistet werden.

4.2 Methodologische Konsequenzen

Eine sich gegenüber konstruktivistischem Denken öffnende Politikwissenschaft sieht sich mit einer konzeptuellen Herausforderung konfrontiert: Es geht um die Frage der methodologischen Neuausrichtung des Verhältnisses von Theorie und Empirie. Auf dem Hintergrund des tradierten Methodenverständnisses liefert die Theorie Hypothesen für die Kausalerklärung der politischen Realität, und die Empirie verifiziert bzw. falsifiziert die Hypothesen. Die Möglichkeit eines solchen „Realitätstests“ würde aber voraussetzen, dass sich eine objektive Realität dingfest machen lässt – es ist unschwer nachvollziehbar, dass diese Annahme mit konstruktivistischen Prämissen inkompatibel ist. Gleichwohl bestreiten konstruktivistische Positionen keineswegs, dass es eine Realität gibt (wie ein hartnäckig tradiertes Vorurteil glauben machen möchte) oder gar, dass Realität „beliebig“ konstruiert werden könnte. Der Konstruktivismus geht lediglich davon aus, dass es keinen unmittelbaren Durchgriff auf die (politische) Welt gibt, sondern nur eine durch verschiedene Wissensbrillen (via Leitdifferenzen) vermittelte Beobachtung derselben.

³⁶ So ist beispielweise Jürgen Habermas, der mit seiner Diskurstheorie eine prozeduralistische Nachfolgevariante der klassischen Wahrheitssuche formuliert hat, nicht unter einem konstruktivistischen Dach anzusiedeln, wie dies bisweilen angedacht wird. Vergleiche hierzu auch die Bestandsaufnahme als konstruktivistisch gehandelter Theorietraditionen bei Ulbert (2005, S. 12), wo sich Jürgen Habermas zwischen Pierre Bourdieu und Niklas Luhmann einreicht findet.

³⁷ Den Weg zwischen Skylla und Charybdis bei der Formulierung eines angemessenen Konstruktivismusbegriffs beschreibt Hirschauer (2006, S. 104) mit den Worten: „So inkonsequent ein ‚halbierter‘ Konstruktivismus [...] ist, so steril kann ein ‚konsequenter‘ werden.“

Sind konstruktivistische Positionen – wie bisweilen geäußert – also empiriefeindlich? Keineswegs! Während die Variante des Praxisorientierten Konstruktivismus mit den Laborstudien im Anschluss an Bruno Latour bzw. den sich daraus entwickelnden Science & Technology Studies sowie den durch Michel Foucault inspirierten Gouvernementalitätsstudien noch eher als empirisch ergiebige Forschungsrichtung betrachtet wird, steht die neuere (autopoietische) Systemtheorie Niklas Luhmanns – selbst bei Konstruktivisten (siehe Knorr-Cetina 2001, S. 144) – in dem Ruf der „Empirieferne“. In den politikwissenschaftlichen Methodenbüchern hat sie – anders als die poststrukturalistisch verwurzelte Diskursanalyse – keinen Eingang gefunden. Und wenn sie ausnahmsweise doch Erwähnung findet, wird ihr eine „großen Ferne zu empirischer Forschung“ (Fuhse 2006, S. 302) attestiert. Dass das variabelngestützte Messen von Beziehungen in eher quantitativ ausgerichteten politikwissenschaftlichen Forschungsdesigns nicht besonders gut kompatibel mit dem nicht-linearen und eher netzwerkförmig angelegten Kausalitätsverständnis der Systemtheorie ist, liegt auf der Hand. Für stark konstruktivistische Forschungsrichtungen wie die autopoietische Systemtheorie muss folglich ein neuer Empiriebegriff konzeptualisiert werden, der die radikal veränderte Optik auf politische Realität in Rechnung stellt. Wie verändert sich das tradierte Verhältnis von Theorie und Empirie, wenn die Geschäftsgrundlage dafür entfällt, Hypothesen an „der Realität“ zu überprüfen?

Denn der Operative Konstruktivismus geht davon aus, dass empirische Forschung nicht konstruierte Theorien an einer objektiven Realität zu überprüfen vermag. Vielmehr sind sowohl Theorie als auch Empirie „Konstrukte“ – wenn auch auf unterschiedlichem Abstraktionsniveau. Entgegen den „Omnipotenzphantasien des empirischen Falsifikationismus“ ist abzustellen auf den „Aufbau einer quasi-therapeutischen Beziehung zwischen den spekulativen Köpfen und den Datensammlern“ (Teubner 1995, S. 138). Empirie kann in diesem Sinne Theorien nicht „widerlegen“,³⁸ sondern lediglich Gegenirritationen erzeugen und damit die Theorie stimulieren, neue Deutungsmuster zu suchen. Eine Neudefinition empirischen Arbeitens in der Politikwissenschaft hätte zu klären, inwieweit die Methoden der empirischen Politikwissenschaft an konstruktivistische Theoreme anschlussfähig sind bzw. inwieweit eine Weiterentwicklung von qualitativen Methoden der Sozialforschung (wie z. B. der Diskursanalyse) erforderlich scheint. Anknüpfungspunkte liefern etwa Diskursanalysen, Projekte zum Wandel historischer Studien, Poetologie des Wissens, ethnomethodologisch orientierte Interaktionsanalysen oder Fall-

³⁸ Vergleiche in diesem Sinne Teubner (1995, S. 153): „Starb denn der Marxismus an seinen zahllosen empirischen Widerlegungen?“

studien formaler Organisationen.³⁹ Konstruktivistische Politikanalysen sind also nicht empirieblind – sie erfordern vielmehr einen anderen, nämlich konstruktivistisch informierten Empiriebegriff.

4.3 Politikwissenschaftliche Forschungsfelder

Im Fokus steht schließlich die Explizierung des Beitrags von konstruktivistischen Forschungsdesigns zum Beschreiben zentraler politikwissenschaftlicher Forschungsfelder. Für das etablierte Wissenschaftsverständnis führt die erkenntnistheoretische Ausrichtung des Konstruktivismus zu einer Reihe von weit reichenden Konsequenzen, welche die tradierten ideengeschichtlichen Grenzziehungen und Kategorisierungen ins Wanken bringen (basale Umorientierung von Was- auf Wie-Fragen, von Wahrheit auf Wahrheitspolitik, von der Subjekt-Objekt-Trennung zum Beobachten von Beobachtungen, von Hierarchie zu Heterarchie, von Rechtfertigung zu Selbstreferenz etc.). Die Folgen der konstruktivistischen Wende sind in ihrer Tragweite für das Verständnis des politischen Universums noch nicht hinreichend expliziert worden. Mit anderen Worten: Wichtige Schlüsselbegriffe der politikwissenschaftlichen Forschung wie beispielsweise Macht, Staat, Demokratie oder politische Steuerung sind unter konstruktivistischen Vorzeichen zu reformulieren.⁴⁰ Politikberatung als Legitimationsressource für die Politikwissenschaft stellt außerdem ein relevantes Praxisfeld dar, das gleichfalls durch konstruktivistische Grundlegung eine Neuausrichtung erfährt.⁴¹

³⁹ Eine Inspirationsquelle zur Neuadjustierung der Frage nach dem Verhältnis von empirischer Beschreibung und theoretischer Abstraktion sowie einen Versuch, die in der auto-poietischen Systemtheorie enthaltenen methodologischen Implikationen zu explizieren, bietet der Sammelband „Die Methodologien des Systems“ von John u. a. (2010). Für die Politikwissenschaft besonders hervorzuheben ist ein Sammelband von Ulbert und Weller (2005), in dem anhand von Analysen internationaler Politik die Fruchtbarkeit der methodischen Umsetzung konstruktivistischer Theorieansätze unterschiedlicher Couleur aufgezeigt wird.

⁴⁰ Zur systemtheoretischen Reformulierung des Kausalitätskonzepts am Beispiel der Klientelismusforschung vergleiche Isabel Kusche (in diesem Bd.); die poststrukturalistisch inspirierte (De-)Konstruktion des Terrorismusbegriffs diskutiert Floris Biskamp (in diesem Bd.); siehe außerdem zur Neuperspektivierung des Demokratiebegriffs aus der Sicht der Hegemonietheorie Ingmar Hagemann (in diesem Bd.).

⁴¹ Siehe hierzu beispielsweise den Beitrag von Martinsen und Rehfeld (2006).

4.4 Konstruktivistischer Ausblick: Ich sehe etwas, was Du nicht siehst!

Das Wissen darum, dass jede Beobachtung unhintergebar einen blinden Fleck hat, erfordert ein Theoretisieren, das zwischen verschiedenen analytischen Rahmen oszilliert. Die einleitend angesprochene Perspektive der Wechsel von Aussichtstürmen ist eine sinnfällige Metapher für die Erkenntnis der Multipolarität der Weltbeobachtung. Denn die Grenzen konstruktivistischer Theorien sind zuvorderst durch den blinden Fleck der basalen Unterscheidung bedingt, mit der die Politik beobachtet wird. Die Gewaltsamkeit der ersten Unterscheidung, die den unmarkierten Raum durchtrennt, stellt die im Rahmen eines Paradigmas hintergehbare Achillesferse dar, die invisibilisiert werden muss. Dies kann wiederum beobachtet werden.⁴² Statt auf Hierarchisierung oder Integration von konkurrierenden Theorien stellt ein polykontexturales Beobachten auf eine *negative Theoriesymbiose* ab, welche die nicht eliminierbare Problematik des blinden Flecks konstruktiv wendet. Nicht aufeinander rückführbare Paradigmen, welche die Vermutung der Supplementarität erwecken, werden dabei so miteinander konfrontiert, dass sie in der dynamischen Zusammenschau gegenseitig ihre blinden Flecken auszuleuchten vermögen.⁴³

Die konstruktivistisch angeleitete Vervielfältigung der Beobachtungs- und Beschreibungsperspektiven erscheint angesichts zunehmend turbulenter Umwelten für die Politik von wachsendem Interesse. Auch Politik ist im Rahmen eines solchen Deutungshorizontes, der die Aufmerksamkeit auf differierende Wirklichkeitskonstruktionen lenkt, nur noch eine mögliche Weise der Selbstbeschreibung von Gesellschaft neben anderen. Unter konstruktivistischen Auspizien muss die Politikwissenschaft in Rechnung stellen, dass mit jeder Erkenntnis über das Politische, sich dieser Gegenstand selbst verändert. Politikwissenschaft beschreibt und betreibt ihren Gegenstand gleichermaßen. Daraus erwächst nicht nur eine besondere Verantwortung für die politische Selbstbeschreibung der Gesellschaft; es bedarf darüber hinaus der Reflexionen über den eigenen erkenntnistheoretischen

⁴² Zwar entstammt das Beobachtungsvokabular der Systemtheorie, doch es kann ohne Weiteres in poststrukturalistische Begrifflichkeiten übersetzt werden: Foucaults genealogischer Blick beispielsweise betrachtet etablierte Deutungen und liefert Gegendeutungen auf formaler Ebene. Insofern sind sowohl Luhmann als auch Foucault Anhänger der „Lehre vom zweiten Blick“ (Luhmann 1981, S. 193).

⁴³ Fallbeispiele einer negativen Theoriesymbiose finden sich in Bezug auf politikwissenschaftliche Theorien des Gewissens in Martinsen (2004, 2010) und in Bezug auf Theorien der Macht in Martinsen (2013); vergleiche hierzu auch im Bereich des Vertragsrechts Teubner (1997).

Standpunkt sowie über den gesellschaftlichen Ort, von dem aus ein politischer Phänomenbereich beobachtet und beschrieben wird.

In einer immer komplexer werdenden Welt mit wachsenden Risikolagen wird der Bedarf an konstruktivistischen Forschungsansätzen in der Politikwissenschaft steigen. In die Beschreibung politischen Handelns und in die Definition von politischen Problemen sind immer sinnstiftende Vorannahmen eingelagert, die von anderer Warte aus problematisiert werden können. Ein konstruktivistischer Denkstil zielt programmatisch darauf ab, scheinbare Selbstverständlichkeiten auch in der Politik mit konkurrierenden Lesarten zu konfrontieren. Auf diese Weise könnte zum einen ein wichtiger Beitrag zur Bereicherung des Wirklichkeitsbildes der Politik bereit gestellt werden; zum anderen würde die Politikwissenschaft damit auch ein Stück Selbstaufklärung über ihren Anteil an der Konstruktion des politischen Universums leisten.

Literatur

- Baecker, Dirk, 1994: Kybernetik zweiter Ordnung, in: Heinz von Foerster, Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke, hrsg. v. Siegfried Schmidt, 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 17–23.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas, 2007: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, 21. Aufl., Frankfurt a. M.: Fischer.
- Beyme, Klaus von, 1996: Artikel „Politische Theorie“, in: Dieter Nohlen (Hrsg.), Wörterbuch Staat und Politik, 4. Aufl., München/Zürich: Piper, 598–603.
- Bonacker, Thorsten/Brodacz, André/Noetzel, Thomas (Hrsg.), 2003: Die Ironie der Politik. Über die Konstruktion politischer Wirklichkeiten, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Comte, Auguste, 2004: System der positiven Politik. Erster Halbband von vier Bänden, enthaltend die Widmung und den vorläufigen Diskurs. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Jürgen Brankel, Wien: Turia + Kant.
- Descartes, René, 1977: Meditationen über die Grundlagen der Philosophie (Lateinisch – Deutsch). Auf Grund der Ausgaben von Arthur Buchenau neu hrsg. v. Lüder Gäbe, Hamburg: Felix Meiner.
- Ferree, Myra Marx/Gamson, William A./Gerhards, Jürgen/Rucht, Dieter, 2002: Shaping Abortion Discourse: Democracy and the Public Sphere in Germany and the United States, Cambridge: Cambridge University Press.
- Foerster, Heinz von, 1985: Entdecken oder Erfinden. Wie läßt sich Verstehen verstehen?, in: Heinz Gumin/Armin Mohler (Hrsg.), Einführung in den Konstruktivismus. Schriften der Carl Friedrich von Siemens Stiftung, München: Oldenbourg, 27–68.
- Foerster, Heinz von/Pörksen, Bernhard, 2008: Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker, 8. Aufl., Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Foucault, Michel, 1977: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Übersetzt von Walter Seitter, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel, 1985: Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts, in: Freibeuter. Vierteljahresschrift für Politik und Kultur, Nr. 28, 103–110.

- Foucault, Michel, 1991: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, 4. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel, 2007: *Die Ordnung des Diskurses*. Mit einem Essay von Ralf Konersmann, erweiterte Ausg., Frankfurt a. M.: Fischer.
- Fuhse, Jan, 2006: Systemtheorie, in: Sven-Uwe Schmitz/Klaus Schubert (Hrsg.), *Einführung in die Theorie und Methodenlehre*, Opladen: Barbara Budrich, 289–304.
- Glaserfeld, Ernst von, 2001: Kleine Geschichte des Konstruktivismus, in: Albert Müller/Karl H. Müller/Friedrich Stadler (Hrsg.), *Konstruktivismus und Kognitionswissenschaft. Kulturelle Wurzeln und Ergebnisse*, Sonderband der Veröffentlichungen des Instituts Wiener Kreis, 2. aktual. u. erw. Aufl., Wien: Springer, 53–62.
- Hafner, Johannes, 1991: Konstruktivismus – Aus einer Erlanger Sicht, in: Markus Peschl (Hrsg.), *Formen des Konstruktivismus in Diskussion*, WUV: Wien, 64–73.
- Hirschauer, Stefan, 2006: Artikel „Konstruktivismus“, in: Ralf Bohnsack/Winfried Marotzki/Michael Meuser (Hrsg.), *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*, 2. Aufl., Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, 102–104.
- Hofmann, Peter/Hirschauer, Stefan, 2012: Die konstruktivistische Wende, in: Sabine Maasen/Mario Kaiser/Martin Reinhart/Barbara Sutter (Hrsg.), *Handbuch Wissenschaftssoziologie*, Wiesbaden: VS, 85–99.
- Husserl, Edmund, 2012: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*. Mit einer Einleitung und Register hrsg. v. Elisabeth Ströker, Hamburg: Felix Meiner.
- Janich, Peter, 1996: Kulturalistische Erkenntnistheorie statt Informationismus, in: Dirk Hartmann/Peter Janich (Hrsg.), *Methodischer Kulturalismus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 115–156.
- Jarchow, Klaus, 1992: *Wirklichkeiten, Wahrheiten, Wahrnehmungen*, Bremen: WMIT Druck- und Verlags-GmbH.
- John, René/Henkel, Anna/Rückert-John, Jana (Hrsg.), 2010: *Die Methodologien des Systems. Wie kommt man zum Fall und wie dahinter?*, Wiesbaden: VS.
- Kamlah, Wilhelm/Lorenzen, Paul, 1967: *Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens*, Mannheim: Bibliogr. Institut.
- Kant, Immanuel, 1988: *Kritik der reinen Vernunft* (2 Bände), in: Werkausgabe III/IV, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, 10. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, Karin, 1989: Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen, in: *Soziale Welt*, Jg.40, H.1/2, 86–96.
- Knorr-Cetina, Karin, 1995: Laborstudien. Der kultursoziologische Ansatz in der Wissensforschung, in: Renate Martinsen (Hrsg.), *Das Auge der Wissenschaft. Zur Emergenz von Realität*, Baden-Baden: Nomos, 101–135.
- Knorr-Cetina, Karin, 2001: Konstruktivismus in der Soziologie, in: Albert Müller/Karl H. Müller/Friedrich Stadler (Hrsg.), *Konstruktivismus und Kognitionswissenschaft. Kulturelle Wurzeln und Ergebnisse*. Heinz von Foerster gewidmet, 2. aktual. u. erw. Aufl., Wien: Springer, 135–160.
- Köck, Wolfram Karl, 2011a: Neurosophie. Über Humbertos R. Maturanas „Biologie der Kognition“, in: Pörksen 2011(a), 208–225.
- Köck, Wolfram Karl, 2011b: Von der Wahrheit zur Viabilität. Über Ernst von Glasersfelds „Radikaler Konstruktivismus“, in: Pörksen 2011(a), 377–396.
- Kuhn, Thomas S., 2003: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, 2. rev. u. um das Postskriptum v. 1969 erg. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Loenhoff, Jens, 2011: Die Objektivität des Sozialen. Über Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“, in: Pörksen 2011(a), 143–159.
- Lorenz, Konrad, 1973: Die Rückseite des Spiegels, 2. Aufl., München/Zürich: Piper.
- Lorenzen, Paul, 1974: Konstruktive Wissenschaftstheorie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lorenzen, Paul, 1987: Lehrbuch der konstruktiven Wissenschaftstheorie, Mannheim u. a.: Bibliogr. Institut.
- Luckmann, Thomas, 1999: Wirklichkeiten. Individuelle Konstitution und gesellschaftliche Konstruktion, in: Ronald Hitzler/Jo Reichertz/Norbert Schröer (Hrsg.), Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkt zur Theorie der Interpretation, Konstanz: UVK, 17–28.
- Luhmann, Niklas, 1981: Unverständliche Wissenschaft. Probleme einer theorieeigenen Sprache, in: ders., Soziologische Aufklärung, Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation, 4. Aufl., Frankfurt a. M.: Westdeutscher, 193–201.
- Luhmann, Niklas, 1985: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, 2. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 1990: Das Erkenntnisprogramm des Konstruktivismus und die unbekannt bleibende Realität, in: ders., Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven, Opladen: Westdeutscher, 31–58.
- Luhmann, Niklas, 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Teilband 2, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 2001: Erkenntnis als Konstruktion, in: ders., Aufsätze und Reden. Stuttgart: Reclam, 218–242.
- Luhmann, Niklas, 2006: Beobachtungen der Moderne, 2. Aufl., Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Maier, Matthias Leonhard, 2003: Wissens- und ideenorientierte Ansätze in der Politikwissenschaft: Versuch einer systematischen Übersicht, in: Matthias Leonhard Maier/Frank Nullmeier/Tanja Pritzlaff/Achim Wiesner (Hrsg.), Politik als Lernprozess. Wissenszentrierte Ansätze in der Politikanalyse, Opladen: Leske + Budrich, 25–77.
- Mankell, Henning, 1994: Der Mann, der lächelte, München: dtv.
- Martinsen, Renate, 2004: Staat und Gewissen im technischen Zeitalter. Prolegomena einer politischen Aufklärung, Weilerswist: Velbrück.
- Martinsen, Renate, 2010: Gewissen ohne Geländer? Normative Selbstregulation als politisches Phänomen, in: Zeitschrift für Politische Theorie, Jg.1, H. 1, 25–49.
- Martinsen, Renate, 2013: Negative Theoriesymbiose. Die Machtmodelle von Niklas Luhmann und Michel Foucault im Vergleich, in: André Brodocz/Stefanie Hammer (Hrsg.), Variationen der Macht, Wiesbaden: Nomos, 57–74.
- Martinsen, Renate/Rehfeld, Dieter, 2006: Von der Aufklärung über Defizite zur reflexiven Aufklärung? Politikberatung aus politikwissenschaftlicher Perspektive, in: Svenja Falk/Dieter Rehfeld/Andrea Römmele/Martin Thunert (Hrsg.), Handbuch Politikberatung, Wiesbaden: VS, 45–58.
- Maturana, Humberto R., 1985: Biologie der Kognition, in: ders., Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zu einer Epistemologie, 2. durchges. Aufl., Braunschweig/Wiesbaden: Friedr. Vieweg & Sohn, 32–80.
- Meidl, Christian, 2009: Wissenschaftstheorie für SozialforscherInnen, Wien u. a.: Böhlau.
- Mittelstraß, Jürgen (Hrsg.), 1984: Artikel „Konstruktivismus“ (o.V.), in: Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie, Bd. 2, Mannheim: Bibliogr. Institut, 449–453.

- Müller, H. Karl, 2011a: Beobachtungen im Labor. Über Karin Knorr-Cetinas „Die Fabrikation von Erkenntnis“, in: Pörksen 2011(a), 239–253.
- Müller, Karl H., 2011b: Die Versuchung der Gewissheit. Über Humbertos R. Maturanas und Francisco J. Varelas „Der Baum der Erkenntnis“, in: Pörksen 2011(a), 254–269.
- Nietzsche, Friedrich, 1968: Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen, in: Nietzsches Werke. Kritische Gesamtausgabe, hrsg.v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Abtlg. VI, Bd. 1, Berlin/New York: De Gruyter.
- Noetzel, Thomas/Brodocz, André, 1996: Konstruktivistische Epistemologie und politische Steuerung, in: Zeitschrift für Politik, Jg.43, H. 1, 49–66.
- Nullmeier, Frank, 1993: Wissen und Policy-Forschung. Wissenspolitik und rhetorisch-dialektisches Handlungsmodell, in: Adrienne Héritier (Hrsg.), Policy-Analyse. Kritik und Neuorientierung, PVS-Sonderheft 24, Opladen: Westdeutscher, 175–196.
- Nullmeier, Frank, 2006: Politikwissenschaft auf dem Weg zur Diskursanalyse?, in: Reiner Keller / Andreas Hirsland/Werner Schneider/Willy Viehöver (Hrsg.), Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 1: Theorien und Methoden, 2. aktual. u. erw. Ausg., Opladen: Leske + Budrich, 287–313.
- Popper, Karl R., 1970: Die Logik der Sozialwissenschaften, in: Heinz Maus/Friedrich Fürstenberg (Hrsg.), Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, 2. Aufl., Neuwied/Berlin: Luchterhand, 103–123.
- Popper, Karl R., 1992: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Bd.2: Falsche Propheten: Hegel, Marx und die Folgen, 7. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck.
- Pörksen, Bernhard (Hrsg.), 2011a: Schlüsselwerke des Konstruktivismus Wiesbaden: VS.
- Pörksen, Bernhard, 2011b: Ethik der Erkenntnistheorie. Über Heinz von Foersters „Wissen und Gewissen“, in: ders. 2011(a), 319–340.
- Pörksen, Bernhard, 2011c: Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Eine Einführung, in: ders. 2011(a), 13–28.
- Reinfandt, Christoph, 2011: Das Wissen der Systeme. Über Niklas Luhmanns „Erkenntnis als Konstruktion“, in: Pörksen 2011(a), 143–159.
- Rusch, Gebhard, 1987: Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Simon, Fritz B., 2007: Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus, 2. Aufl., Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Schmidt, Lucia, 2000: Varianten des Konstruktivismus in der Soziologie sozialer Probleme, in: Soziale Welt, Zeitschrift für soziale Forschung und Praxis, Jg.51, H. 2, 153–171.
- Schmidt, Siegfried J., 1991: Der radikale Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs, in: ders. (Hrsg.), Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus, 4. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 11–88.
- Schüle, Johann August/Reitze, Simon, 2005: Wissenschaftstheorie für Einsteiger, 2. Aufl., Wien: Facultas.
- Spencer-Brown, George, 1997: Laws of Form – Gesetze der Form (Übersetzung: Thomas Wolf), Lübeck: Bohmeier.
- Stäheli, Urs, 2008: System. Unentscheidbarkeit und Differenz, in: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hrsg.), Poststrukturalistische Sozialwissenschaften, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 108–123.
- Teubner, Gunther, 1995: Wie empirisch ist die Autopoiese des Rechts?, in: Renate Martinsen (Hrsg.), Das Auge der Wissenschaft. Zur Emergenz von Realität, Baden-Baden: Nomos, 137–155.

- Teubner, Gunther, 1997: Im blinden Fleck der Systeme: Die Hybridisierung des Vertrags, in: *Soziale Systeme*, Jg.3, H.3, 313–326.
- Ulbert, Cornelia, 2005: Konstruktivistische Analysen der internationalen Politik. Theoretische Ansätze und methodische Herangehensweisen, in: Ulbert/Weller 2005, 9–34.
- Ulbert, Cornelia/Weller, Christoph (Hrsg.), 2005: *Konstruktivistische Analysen der internationalen Politik*, Wiesbaden: VS.
- Wasser, Harald, 2008: Eine kurze Reise zum Konstruktivismus, 2. überarb. Aufl., Refrath bei Köln, in: http://www.hauptsache-philosophie.de/EKRZK_oeffentlich.pdf [15. April 2013].
- Watzlawick, Paul, 1976: *Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen*, München/Zürich: R. Piper & Co.
- Weber, Stefan, 2002: Konstruktivismus und Non-Dualismus, Systemtheorie und Distinktionstheorie, in: Armin Scholl (Hrsg.), *Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft*, Konstanz: UVK, 21–36.
- Wehling, Peter, 2006: *Im Schatten des Wissens? Perspektiven der Soziologie des Nichtwissens*, Konstanz: UVK.
- Weller, Christoph, 2003/2004: Internationale Politik und Konstruktivismus. Ein Beipackzettel, in: *WeltTrends* Nr. 41, 107–123.